

Im Netz der Wissenschaft?

Frauen und Macht

im Wissenschaftsbetrieb

edition der
Hans Böckler
Stiftung ■■■

Margarethe Herzog (Hrsg.)

**Im Netz der
Wissenschaft?
Frauen und Macht
im Wissenschafts-
betrieb**

**Machtstrukturen –
Bedeutungsnetze –
Handlungsmöglichkeiten**

**Dokumentation der sechsten
Wissenschaftlerinnen-Werkstatt
der Promovendinnen
der Hans-Böckler-Stiftung
vom 1. bis 3. Oktober 1999**

edition der Hans-Böckler-Stiftung 27

© Copyright 1999 by Hans-Böckler-Stiftung

Bertha-von-Suttner-Platz 1, 40227 Düsseldorf

Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Printed in Germany 2000

ISBN 3-928204-98-X

Bestellnummer: 13027

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,

der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,

der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

VORWORT	7
I. TAGUNGSBERICHTE	11
MACHT IN BILDERN UND GESCHICHTEN –	13
ZUR THEMENFINDUNG UND ORTSBESTIMMUNG	
DER SECHSTEN WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT	
Bericht einer Mitorganisatorin	
<i>Margarethe Herzog</i>	
AUF DEN SCHULTERN VON RIESEN	19
<i>Esther Burkert</i>	
GEGEN ISOLATION UND VEREINZELUNG:	23
IM NETZWERK DER WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT	
Tagungsbericht	
<i>Dunja Mohr</i>	
II. BERICHTE AUS DEN ARBEITSGRUPPEN	29
»DAS PUZZLE VON FORSCHUNG UND LEBEN	31
ZUSAMMENSETZEN«	
Supervisionsworkshop zu den Mühen und Hindernissen bei der Erstellung	
wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten	
<i>Anita Blastik</i>	
PSYCHOLOGISCHE UND HISTORISCHE ASPEKTE	37
DER INTEGRATION VON FRAUEN IN DIE WISSENSCHAFT	
AG Durchsetzungsstrategien	
<i>Annette Erb</i>	

AG DURCHSETZUNGSSTRATEGIEN VON FRAUEN IN DER WISSENSCHAFT	49
<i>Anke Heimberg</i>	
AG DRITTMITTELBEANTRAGUNG	53
<i>Susanne Hildebrandt</i>	
HABILITIEREN ODER NICHT – DAS IST DIE FRAGE	61
<i>Mechthild Kiegelmann</i>	
ANTIRASSISTISCH ODER KARRIEREBEWUSST? WARUM DIESE FRAGE FALSCH GESTELLT IST – UND WELCHE FRAGEN ZU STELLEN SIND	63
Überlegungen zum Thema Rassismus auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt	
<i>Esther Burkert</i>	
AG FRAUEN UND NATIONALSOZIALISMUS	71
Gedanken zu einer AG – die nicht stattgefunden hat	
<i>Susanne Schön</i>	
III. PODIUMSBERICHT UND FORSCHUNGSBEITRÄGE	75
MACHT IN WISSENSCHAFT UND WIRKLICHKEIT – KÄMPFE IM VORFELD DER WERKSTATT, ERNÜCHTERUNGEN AM PODIUM	77
<i>Margarethe Herzog</i>	
MENTORING FÜR FRAUEN – EINE BERUFLICHE STRATEGIE AUCH FÜR DIE WISSENSCHAFT?	93
<i>Irene Hofmann-Lun</i>	

GRENZGÄNGERIN IM WISSENSCHAFTSBETRIEB	101
<i>Ingrid Schacherl</i>	
IV. BEITRÄGE AUS KUNST UND LITERATUR	107
WER NICHT HÖREN WILL, DARF FÜHLEN	109
IM GRÜNEN ANORAK IN DEN ALPEN	
<i>Esther Burkert</i>	
DIE AMAZONEN	115
<i>Ingrid Sedlacek</i>	
MACHT IN LITERATUR UND PHILOSOPHIE –	125
EINE TEXTCOLLAGE	
<i>Margarethe Herzog</i>	
ANHANG	133
»MACHT ABER BESITZT EIGENTLICH NIEMAND ...«	135
LITERATUREMPFEHLUNGEN	
<i>Martina Winkelmann</i>	
AUTORINNENVERZEICHNIS	145
SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG	149

Einmal jährlich bietet die Hans-Böckler-Stiftung mit der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ihren Promovendinnen ein Forum für fachlichen und persönlichen Austausch. Die Einladung und Vernetzung von Doktorandinnen, Altstipendiatinnen, Vertrauensdozentinnen der Stiftung und anderen Frauen aus Wissenschaft und Praxis wird von wechselnden Vorbereitungsteams selbst organisiert und aus Mitteln der Stiftung finanziert. Daraus ist mittlerweile eine Kontinuität und Tradition erwachsen, die über sechs Jahre strukturell wie inhaltlich aufgebaut und fortgeführt wurde. Sie schlägt sich nieder in der thematischen Folge der Werkstätten und der dazu erschienenen Dokumentationen. Die früheren Tagungen und Publikationen wurden von Beiträgen zur Frauen- und Geschlechterforschung und implizit dem Vernetzungsgedanken getragen. In den letzten Jahren rückte explizit die Forderung nach Netzwerken für Frauen in der Wissenschaft und die Suche nach Erfolgsstrategien in den Vordergrund. *Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?* – so wurde auf der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gefragt und postuliert.

Auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt vom 1. bis 3.10.1999 in Niedersfeld wurde nachgehakt: *Im Netz der Wissenschaft?* Waren wir das Netz oder waren wir im Netz? Angeregt vom Wunsch- und Meinungsbild, das am Ende der vorjährigen Werkstatt gegeben worden war, wurde mit Blick auf die gesellschaftliche sowie persönliche Situation von jungen Wissenschaftlerinnen die Frage nach *Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb* gestellt. Wieviel Macht streben wir an im sozialen Raum Universität, und was macht die Macht mit uns? Ein Akzent sollte während der Werkstatttagen auf der Bewußtmachung rassistischer und ausgrenzender Anteile in der feministischen Theoriebildung und Forschung liegen; ein anderer auf Machtstrukturen und Ausschlußmechanismen im Wissenschaftsbetrieb. Mit dem Untertitel der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt *Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten* waren die Ziele der Reflexion von Gruppenprozessen, der theoretischen Auseinandersetzung und Kategorienbildung und das Bemühen um den Austausch von Erfahrungen und Angeboten bestimmt.

Die siebenköpfige Vorbereitungsgruppe, zu der sich Susanne Böhm, Esther Burkert, Mechtilde Gomolla, Margarethe Herzog, Doris Koller, Kathrin Küster und Tanja Thomas zusammengetan hatten, griff mit ihrem Tagungsprogramm auf eine bewährte Struktur der Vorjahre zurück. Es wurden Referentinnen für Einführungsvorträge eingeladen, Arbeitsgruppen und Workshops unter der Anleitung von Promovendinnen und Frauen

in der Berufspraxis angeboten sowie eine Podiumsdiskussion mit auswärtigen Gästen vorbereitet. Die Teile I, II und III der Dokumentation orientieren sich an diesem Tagungsablauf.

Im *I. Teil* geben Margarethe Herzog und Esther Burkert als Mitorganisatorinnen dieser Wissenschaftlerinnen-Werkstatt Einblicke in die thematische Vorbereitung. Dunja Mohr schildert als erstmalige Teilnehmerin ihren Gesamteindruck der Tagung.

Die Berichte im *II. Teil* sind gegliedert in zunächst zwei Beiträge der Workshopleiterinnen Anita Blastik zur Forschungssupervision und Annette Erb zu Durchsetzungsstrategien in den Wissenschaften. Es folgen zwei Ergebnisberichte von Teilnehmerinnen der Arbeitsgruppen Durchsetzungsstrategien (Anke Heimberg) und Drittmittelbeantragung (Susanne Hildebrandt). Der Text von Mechthild Kiegelmann »Habilitieren oder nicht?« leitet als weitere Anregung zur Auseinandersetzung mit strategischen Herangehensweisen an die Hochschulkarriere zugleich über zu inhaltlichen Debatten, die im Themenkreis der Werkstatt standen, aber mangels Beteiligung nicht als AGs stattfanden. Esther Burkert gibt unter der Fragestellung »Antirassistisch oder karrierebewußt?« ihre Überlegungen und Beobachtungen zu Rassismus im Rahmen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wieder. Susanne Schön stellt schließlich in ihrem Exposé die Gedanken zu ihrer geplanten AG Frauen und Nationalsozialismus vor.

Im *III. Teil* der Dokumentation gibt zunächst Margarethe Herzog unter dem Titel »Macht in Wissenschaft und Wirklichkeit« einen Überblick über personelle Zusammensetzungen und inhaltliche Auseinandersetzungen um und während der Wissenschaftlerinnentagung. Sodann sind Beiträge der Referentinnen Irene Hofmann-Lun über Mentoring-Programme sowie Ingrid Schacherl über den Aufbau und die Erfahrungen mit feministischer Bildung und Arbeitszusammenhängen von Frauen an der Hochschule aufgenommen.

Zur guten Atmosphäre und der Tradition der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gehörte auch ein kulturelles Rahmenprogramm. Im *IV. Teil* der Dokumentation finden sich ein kunstgeschichtlicher Vortrag über Amazonen von Ingrid Sedlacek sowie zwei Essays von Esther Burkert und Margarethe Herzog über den Umgang mit Macht- und Herrschaftsstrukturen im Leben, in der politischen Philosophie und Literatur.

Der *Anhang* enthält eine Liste mit Literaturempfehlungen zum Thema Frauen – Macht – Diskriminierungen, gefolgt vom Verzeichnis der Autorinnen und der Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung.

Die Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen in der Hans-Böckler-Stiftung versucht durch die Zusammenstellung der Texte einen Gesamtüberblick über die Ereignisse und Diskussionen jener Tage zu vermitteln. Daher wurden hier Beiträge aufgenommen, die in dieser oder ähnlicher Form vorge-

stellt worden sind, Ergebnisberichte der Tagung von Teilnehmerinnen, Überlegungen zu angekündigten Arbeitsgruppen, die nicht oder auf andere Weise stattgefunden haben, sowie über die Tagung hinaus entwickelte Auseinandersetzungen mit den Themen der Werkstatt.

Dank gebührt allen Autorinnen, die mit ihren Texten und Gedanken zu dieser Dokumentation beigetragen haben. Dank insbesondere dem Referat Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung, deren VertreterInnen die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ermöglichen. Dank gebührt schließlich dem ÖTV-Tagungshaus in Niedersfeld für die großzügigen Räumlichkeiten in wunderschöner Umgebung und alle Sorge um unser leibliches und geistiges Wohl.

Margarethe Herzog

Berlin, im Februar 2000

I. Tagungsberichte

MACHT IN BILDERN UND GESCHICHTEN – ZUR THEMEN- FINDUNG UND ORTSBESTIMMUNG DER SECHSTEN WISSEN- SCHAFTLERINNEN-WERKSTATT

BERICHT EINER MITORGANISATORIN

Margarethe Herzog

I.

»In mythischer Verkleidung erschienen historische Ereignisse, ungeheuer greifbar, Schrecken, Bewunderung erregend, doch verständlich nicht als von Menschen hervorgerufen, sondern hinnehmbar nur als überpersönliche Macht, die Geknechtete, Versklavte wollte, in Unzahl, und wenige in der Höhe, die mit einem Fingerzeig die Geschicke bestimmten.« (Peter Weiss, Die Ästhetik des Widerstands, 1983:9) Esther und ich hatten uns für die thematische Vorbereitung der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bei Sonnenschein auf den Treppen des Berliner Pergamon-Museums getroffen. *»Kaum wagte das Volk, als es vorbeizog an feierlichen Tagen, aufzublicken zum Abbild seiner eignen Geschichte, und da umschritten längst schon, zusammen mit den Priestern, die Philosophen und Dichter, die herbeigereisten Künstler, voll Sachkenntnis den Tempel, und was für die Unkundigen im magischen Dunkel lag, war für die*

Wissenden ein nüchtern einzuschätzendes Handwerk.« (Weiss, 1983:9) Wissende also sollten per definitionem als Doktor(and)innen auch wir sein und unser Handwerk wollten wir prüfen. Daran denkend, was drinnen dargestellt auf uns wartete, hatten wir uns hier draußen die Aufgabe gestellt, Bilder und Ideen beizutragen, die Fragen und Vorstellungen zu Macht und Frauen im Wissenschaftsbetrieb – dem Thema der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt – erhellen könnten. *»Pergamon war zu seiner Glanzzeit, ehe es im Byzantinischen Reich verfiel, berühmt für seine Gelehrten, seine Schulen und Bibliotheken, und die besondren Schreibblätter aus aufgeweichter, geschabter, polierter Kalbshaut machten die Resultate poetischer Erfindung und wissenschaftlicher Forschung beständig. Das Verstummen, die Lähmung derer, deren Los es war, in die Erde gestampft zu werden, war weiterhin spürbar. Sie, die eigentlichen Träger des ionischen Staats, des Lesens und Schreibens nicht kundig, ausgeschlossen vom künstlerischen Wirken, taugten nur dazu,*

einer kleinen Schicht von Begünstigten den Reichtum und der Elite des Geistes die notwendige Muße zu verschaffen.« (Weiss, 1983:13)

Ausgeschlossene und Integrierte sollten zu unserem Thema gehören, da wir selbst, wie nun, bisweilen vor den Toren von Wissenschafts- oder Kunsttempeln saßen, in denen uns plastisch der Kampf von Oberen und Unteren, von Rassen, Klassen und Geschlechtern vor Augen geführt wurde.

II.

Die Universität im Sinne eines sozialen Raums, der gerade auch uns als Studentinnen und Doktor(and)innen Rang und Macht verlieh, mußte uns zu der Frage führen, inwieweit wir hier unsere Handlungsmöglichkeiten nutzten (vgl. hier auch den Beitrag M. Herzog »Macht in Kunst und Literatur – eine Textcollage«, darin die Ausführungen zu Hannah Arendt). In bezug auf Hierarchien hieß das zu fragen, inwieweit wir an Ausschlußmechanismen teil hatten. Wie war das Verhältnis von uns Promovendinnen zu Frauen außerhalb des Raumes Universität? Wo sahen wir unseren gesellschaftlichen Ort? Wir waren gespannt auf die Eröffnung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, bei der wir diese Fragen bildlich darstellen wollten, und auf die angekündigten Arbeitsgruppen, die den Themenkomplex aufzunehmen versprachen. Ich wußte, daß ich mich immer wieder als Marginale zum Wissenschaftsbetrieb begriff, insofern ich Publikationslisten, Stellen mit wahnwitzigen Abhängigkeiten und verpaßte Altershürden in den Wind zu schreiben versucht hatte. Doch erwuchs daraus die Frage, inwieweit diese Haltung perspektivisch sinnvoll oder gar erfolgversprechend sein konnte.¹

Im Arendtschen Sinne hieß die große Frage nach unseren Handlungsmöglichkeiten, inwieweit wir uns solidarisch, integrativ zeigten und tätig wurden. Die meisten von uns HBS-Promovendinnen hatten mit einer gesellschaftspolitisch engagierten Biographie die Arbeit in kollektiven Strukturen oder Interessenverbänden kennengelernt und waren mit ihrer Neugier und Entscheidung für die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bereits daran beteiligt, Netzwerke auf- und auszubauen. Was aber, so fragten wir uns, war eine zeitgemäße Struktur, die wir für unsere Generation im Wissenschaftsbetrieb für erstrebenswert und wirksam in der Zukunft hielten? Wie und mit wem werden Strukturen gebaut, das wollte Esther vor allem wissen. Und so

1 Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Ingrid Schacherl würden später den Begriff der intellektuellen Migrantinnen einführen und begründen (siehe Podiumsberichte M. Herzog, E. Gutiérrez Rodríguez, I. Schacherl).

waren wir gespannt auf die Gäste, die wir auf dem Podium bei der Werkstatt begrüßen würden, um sie nach ihren individuellen Bezügen zu fragen.

III.

In der vergangenen fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 1998 war mit »Geld, Zeit und Informationen« schlicht »alles« gefordert und »ins Netz geholt« worden. Dem vorangegangen war 1997 der Slogan »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen«. Die Fortentwicklung von Titeln und Themen der Wissenschaftlerinnen-Werkstätten der HBS und ihrer Dokumentationen² wollten wir aufnehmen. Doch das hieß die Frage nach Frauen und Netzwerken im Wissenschaftsbetrieb auch kritisch zu beleuchten und eben nun nach den »Machtstrukturen, Bedeutungsnetzen und Handlungsmöglichkeiten« zu fragen. Damit waren das Ziel der Reflexion von Gruppenprozessen, die theoretische Auseinandersetzung mit Kategorienbildung und das Bemühen um den Austausch von Erfahrungen und Angeboten umrissen.

Die Hoffnungen und Wege für Stipendien, Forschungsgelder, Jobs und Karriere, die im Laufe der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt geweckt und gezeigt worden waren, hatten dort in der Abschlußrunde bereits zu der Frage geführt: »Wie kommt frau zu Macht und Geld?« In der Konsequenz schien der Ruf nach »Mut zur Macht« für Frauen im Wissenschaftsbetrieb zu einseitig. Und wir begannen uns zu fragen, was für Netze denn eigentlich bisher ausgeworfen worden waren bzw. neu auszuwerfen seien, was uns ins Netz gegangen sei oder gehen sollte und ob nicht auch wir ins Netz gegangen seien? Konkreter, was wir denn mit Macht eigentlich im Netz hätten? Wollten wir Macht? Wenn ja, wozu? Und was macht die Macht mit uns? Wir wollten die Frage nach der Macht mit ihren negativen wie positiven Konnotationen neu überdenken und die geschürten Aufstiegs- und Karriereträume als Promovendinnen der HBS und zukünftige Wissenschaftlerinnen in diesem Kontext neu überprüfen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, so empfanden wir, sind kein Selbstbedienungsladen: hier noch eine Forschungsfinanzierung, dort eine Stelle in den Einkaufswagen gepackt – nur an der Kasse genug (oder zuviel) dafür gezahlt?

2 Die bisher erschienenen Tagungsände früherer Wissenschaftlerinnen-Werkstätten:

Henninger, Annette (Hrsg.) (1999): *Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht?* edition der Hans-Böckler-Stiftung 16, Düsseldorf.

Heynen, Susanne (Hrsg.) (1998): *Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen.* Graue Reihe der Hans-Böckler-Stiftung, Band 147, Düsseldorf.

Ehrich, Ute / Ploch, Beatrice (Hrsg.) (1997): *Frauen(kon)texte.* Graue Reihe der Hans-Böckler-Stiftung, Band 107, Düsseldorf. Bertrams, Annette (Hrsg.) (1995): *Dichotomie, Dominanz, Differenz. Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft.* Deutscher Studien Verlag (2. Aufl. 1996), Weinheim.

IV.

So begannen wir in der Vorbereitungsgruppe über gebräuchliche Metaphern für Herrschafts-, Macht- und Solidaritätsbeziehungen zu sinnieren und sprichwörtliche Bilder zum Umgang mit Macht und Herrschaft fortzuspinnen. Zu ersteren gehörten die Radfahrerin, die Räuberinnenleiter und die Seilschaft sowie das Netzwerk, zu zweiteren Beispiele von Kafka, Brecht, Weiss sowie Helke Sander. In Ausstellungsstücken zur Dekoration und Animation tauchten unsere Bilder und Gedanken teilweise später in den Werkstatt-Räumen wieder auf.

Im Bild des *Radfahrens* steckt oft die Assoziation des Nach-oben-Buckelns und Nach-unten-Tretens. Doch fanden wir in der Vorstellung des Radfahrerinnen-Rennteam, bei dem in regelmäßiger Wechsel immer wieder eine andere aus dem Windschatten sich an die Spitze der Gruppe setzt, um diese mit all ihren Kräften zu ziehen, durchaus etwas Positives und für unsere Beziehungen im Wissenschaftsleben Nachahmenswertes. Die *Räuberinnenleiter* gilt seit der Kindheit als eine Form gegenseitiger Hilfestellung, die auf der Kraft und eventuellen Größe der einen und dem durch sie ermöglichten Einblick in oder Schritt zu auf das begehrte Unbekannte der anderen beruht. Wer erinnert sich dabei nicht an die Gefahr (von Abenteuer und Verrat), die in solch gemeinschaftlicher Tat, ob nur Spiel oder mit Ziel, mitschwang? Auch dies ein Akt gemeinschaftlichen Handelns, den wir nicht verachten wollen. Die *Seilschaft*, vom Prinzip her der Räuberinnenleiter nicht unähnlich und wie das Radfahrerinnenbeispiel aus dem Bereich des Sports gegriffen, hat als populär-politisches Versatzstück ihre eigentlich sehr existentielle Bedeutung weitestgehend verloren. Die Seilschaft ist eine unter der Voraussetzung großen gegenseitigen Vertrauens und absoluter Verlässlichkeit vereinbarte Verbindung auf Leben und Tod. Wer vorsteigt, bekommt alles Material zur Absicherung der zurückzulegenden Strecke für sich und die Nachkommende(n), riskiert aber selbst die größten Fallstrecken. Schlimmstenfalls kann ein Sturz der Vorsteigerin den Absturz der ganzen Seilschaft bedeuten. Die Nachsteigerin sichert den Standplatz und von hier aus ihre Seilpartnerin für den Fall des Falls. Geht alles gut, und darauf baut eine alpine Seilschaft, findet die Nachsteigende den Weg zum nächst höheren Ziel dank der Vorsteigerin gelegt und gesichert erklimmbar. In einer gleichberechtigten Seilschaft erlauben es Stärke und Kraft, Kenntnisse und Erfahrung, Sicherheit und Ausdauer beider bzw. aller Seilpartnerinnen abwechselnd vor- und nachzusteigen. Was also im politischen Sinne und unter patriarchalen Bedingungen anrüchig geworden scheint, kann für unsere Zwecke im Wissenschaftsbetrieb und der Arbeitswelt doch durchaus eine Herausforderung sein. Das *Netzwerk*, fast schon zum geflügelten Wort geworden, wird kunstvoll geknüpft, kostbar für jede Fischerin, täglich auf gerissene Stellen hin überprüft und von

knotigen Fingern wo nötig repariert, um die Voraussetzung für optimale Beuteanteile zu garantieren und dem vorzubeugen, daß gefährliche Fische ins Netz oder gar in den Fang- und Lebensbereich von Fisch und Fischerinnen vordringen. Wo ein Netz für Seiltanz- und Trapezkünstlerinnen gespannt ist, soll es vergleichsweise existentiellen Schutz bieten. An das soziale Netz unseres Staates und der Gesellschaft gedacht aber, wissen wir nur zu gut, wie groß hier bereits die Löcher und mit ihnen die Gefahr hindurchzufallen, geworden sind. Was war rückblickend und aktuell der Zeitpunkt, um in der institutionalisierten Wissenschaft Netzwerke zu gründen, was die Motivation? Das wollten wir auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt erfahren und erörtern.

Die meisten von uns wußten von Konkurrenzdenken und Einzelkämpferinnentum im Wissenschaftsbetrieb zu berichten, und fragten sich nach ihrer Bewegungsform: Radfahrerin oder (Fleder-)Maus? »— Ach —, sagte die Maus, — die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe. — Du mußt nur die Laufrichtung ändern —, sagte die Katze und fraß sie.« (Franz Kafka, Kleine Fabel, 1983:91). Wir dichteten der bei Franz Kafka bedrohlich in die Ecke gedrängten Maus ihren Ausweg in der Verwandlung zur Fledermaus an. Wie sahen unsere Bewegungsarten und eigenen Ortsbestimmungen aus, drinnen oder draußen? Welches Maß an Individualität war nötig und möglich und wer bestimmte in und über die vorgegebenen Strukturen? Konnte also eine z. B. einfach das Feuer abstellen, das Krebse bei kochendem Wasser dazu trieb, jede am Topfrand Hinaufkletternde von ihrem Ziel des Hinauskommens abzuhalten und so als Gesamtheit dem Verderben ausgesetzt oder entkommen zu sein? Bertolt Brechts Herr K. ohne Rückgrat erschien uns als ebenso denkwürdige Gestalt, wie Helke Sanders Dame(n) K., welche mit ihrem Doktorvater in Konkurrenz- und Machtkampf verstrickt ausgebootet wird – kurze Erzählungen, die wir auf der Werkstatt auslegten. Und Peter Weiss begleitete uns unentwegt mit seiner Rede von der Leer- bzw. Schlüsselstelle im Pergamonaltar. »Ich würde mich vor den Fries begeben, auf dem die Söhne und Töchter der Erde sich gegen die Gewalten erhoben, die ihnen immer wieder nehmen wollten, was sie sich erkämpft hatten, (...) und ein Platz im Gemenge würde frei sein, die Löwenpranke würde dort hängen, greifbar für jeden, und solange sie unten nicht abließen voneinander, würden sie die Pranke des Löwenfells nicht sehn, und es würde kein Kenntlicher kommen, den leeren Platz zu füllen, sie müßten selber mächtig werden dieses einzigen Griff, dieser weit ausholenden und schwingenden Bewegung, mit der sie den furchtbaren Druck, der auf ihnen lastete, endlich hinwegfegen könnten.« (Weiss, 1983:267f.)

LITERATUR

- Kafka, Franz (1983): Kleine Fabel. In: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Hrsg. Max Brod. Beschreibung eines Kampfes – Novellen, Skizzen, Aphorismen aus dem Nachlaß, S. 91, Frankfurt am Main.
- Sander, Helke (1991): Frau Dr. K. im Konkurrenzkampf. In: dies., Die Geschichten der drei Damen K., S. 19-24, München.
- Weiss, Peter (1983¹¹): Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt am Main.

AUF DEN SCHULTERN VON RIESEN

Esther Burkert

**»Du verkündest nicht die Wahrheit, sondern Du gibst Anstöße«;
diesen Satz werd ich mir auf die Lippen schreiben.**

Verwissenschaftlicht, ausdifferenziert, analysiert, durchrationalisiert, abstrahiert, kritikimmunisiert, sterilisiert, vor Verstehen geschützt, oberflächenversiegelt und voll abwaschbar –

Was bleibt übrig?

Mich macht wissenschaftliches Denken und Sprechen noch ganz dumm und kirre. Vor allem: Es raubt mir Bedeutung und Sinn, Verstehen und Verstandenerwerben. Fachkultur, Riten, Begrifflichkeiten, Sprachregelungen, Theorietraditionen, Vorträge, Veröffentlichungen – diffizile Anpassungsleistungen sind täglich gefordert bis zur Habilitation, bis Ende 40, Anfang 50: erst dann ist eigenständiges Forschen und Denken erlaubt – aber noch möglich? Erst dann darfst du deine eigene Stimme erheben, deine Worte finden (natürlich nicht ohne zitierend dich auf Größen berufend, unter Beweis stellend, daß du immer noch an ihrer Vaterbrust hängst), wenn du dich hoch- und angedient hast, von der Scientific Community auf Herz und Nieren geprüft bist. Als Zwergin auf den Schultern von Riesen, heißt es, blickt man weiter. Aber muß ich dafür unbedingt erst so klein werden? Und muß ich so hoch über dem Erdboden sein, um zu sehen – und so weit entfernt von allen anderen Menschen? Und wie weit muß ich die Riesen fürchten – und die Sprache der Riesen sprechen?

Letzte Woche mußte ich einen Vortrag halten, ich war nervös, unsicher, tagelang, obwohl mit dem Thema, meinem Thema doch vertraut! Und unzufrieden mit mir, trotz der Begeisterung meiner Zuhörerinnen – es war nicht perfekt, ich hätte es um so viel besser machen können. Aber sind Perfektionismus, Zweifel und Verzweiflung nicht auch Folgen der Anforderungen? 25 Jahre lang habe ich mich jetzt qualifiziert, Wissen in mich hineingestopft, damit ich endlich (immer noch nicht?) reden darf – alle paar Wochen, wenn ich Glück habe, vor einigen wenigen Leuten. Die restliche Zeit stopfe ich

mich weiter voll, bis sich eines großen Augenblicks erweisen wird, wofür ich alles gelernt habe ... Wirklich? Kein tägliches Tun, Handeln, Anwenden, Probieren, sondern wenige wichtige Augenblicke, große Momente großer Frauen, in denen ich mich zu erweisen habe. Und alles, was sich in Jahren einsam in mir angestaut hat, soll genau im richtigen Moment geordnet, gegliedert, auf DEN Punkt gebracht, heraus? Da explodiert und implodiert doch alles in mir – geordnete Struktur, Beschränkung, Bescheidenheit, Konzentration – nein! – der Wasserkopf droht zu zerplatzen, zuviel Druck von innen und außen. Und keinen Halt am Boden, ich stehe ja schließlich nicht mit beiden Füßen auf dem Boden, sondern auf den Schultern von Riesen. Und ich habe weder Hand noch Fuß.

Und: Mit der Anpassung an wissenschaftliches Denken, wissenschaftliche Methode, wissenschaftliche Worte habe ich mich von anderen Menschen entfernt. Der männliche Genius scheint nur in der Einsamkeit und Abgrenzung zu gedeihen, Alpenveilchen sollen dagegen besser wachsen, wenn man mehrere Töpfe nebeneinanderstellt. Hochspezialisiert, hochdifferenziert und absolut allgemeinverständlich.

Frevlerisch unwissenschaftlich denke ich manchmal, das Wesentliche ist schon längst bekannt (auch deshalb kann Wissenschaft oft so fad werden). Nur immer weniger Leute trauen sich, es DEUTLICH auszusprechen, schlicht, einfach und ergreifend beim Namen zu nennen: Gewalt, Unterdrückung, Angst, Hunger, Lüge, Folter ... »...so platt kannst du das doch nicht sehen«, »...da mußt du ausdifferenzieren«, »... hier moralisierst du!« »...das klingt ja so, als ob du eine Verschwörungstheorie aufstellen wolltest«, »natürlich wäre es naiv zu glauben, irgendein Drahtzieher würde hinter den Verhältnissen stecken«. Jugendlicher Enthusiasmus muß erst einmal gebremst werden. Moralische Empörung, Wut, der Wunsch, etwas zu tun – gibt es Unwissenschaftlicheres?

Eine Freundin spricht es aus, deutlich. Sie sagt, daß wir nicht daran sind, das Leid auf Erden abzuschaffen. Sie benennt den Hunger, die Ausbeutung, Krankheit und Sterben in der Dritten Welt. Niemand interessiert sich für ihren Beitrag, niemand greift ihn auf, bezieht sich auf sie. Es geht doch philosophisch um die Postmoderne an sich und um das Leiden schlechthin – was haben da verhungernde Menschen zu suchen. Der Beitrag der Freundin ist wissenschaftlich deutlich daneben.

Es heißt wissenschaftliche DISZIPLIN – sich selbst disziplinieren, und immer discipulus, Schüler sein. Die Wissenschaft – ein System von Fehlerentdeckungsstrategien und Fehleraufdeckungsmethoden (besonders grausam, wenn du es auf dich selbst losläßt). Fehlervermeidung – auch Vermeidung von Wahrheit – ja, ihr habt recht, ich bin brav wissenschaftlich sozialisiert, die Wissenschaft hat festgestellt, auch die Wahrheit ist ein Fehler.

Können disziplinierte Gedanken noch tanzen – können sie sich noch bewegen und bewegen?

Die Krisen meiner Freundinnen, die an wissenschaftlichen Arbeiten sitzen – an Referaten, Seminararbeiten, Vorträgen, Artikeln, Dissertationen und Habilitationen, sei es, was es wolle.

Das Gefühl, daß sich immer wieder – und erst recht am Ende (!) – einstellt: Es ist nichts. Es ist banal. Es ist falsch. Es interessiert niemanden.

Habe ich diese Gefühle, wenn ich einen Schrank streiche, eine Blume pflege, ein Gedicht schreibe?

Und schließlich der Wunsch, es käme jemand von außen, ein Professor, ein Fachpublikum, der dir die Richtigkeit und Wichtigkeit deiner eigenen Gedanken bestätigen kann. Die Frage, die sich mir bei Texten immer wieder stellt – für wen schreibe ich eigentlich – und mich oft an wissenschaftlichen Texten verzweifeln läßt.

Und meine Hoffnung in feministische Wissenschaften???

Sind sie inzwischen noch theoretischer als herkömmliche Wissenschaften – ein perfektes-sich-Bewegen im herkömmlichen Diskurs –, um den feministischen Diskurs draufsetzen zu DÜRFEN. Wir Frauen machen es wieder allen recht – aber uns selber?

GEGEN ISOLATION UND VEREINZELUNG: IM NETZWERK DER WISSENSCHAFTLERINNEN- WERKSTATT

TAGUNGSBERICHT

Dunja M. Mohr

Ein Netzwerk von Wissenschaftlerinnen für Wissenschaftlerinnen geknüpft ... Eine Werkstatt zum Informieren, Beraten, Austauschen, Lernen ... In der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt waren unter dem Titel »Im Netz der Wissenschaft: Machtstrukturen, Bedeutungsnetze, Handlungsmöglichkeiten« Promovendinnen und Altstipendiatinnen der Hans-Böckler-Stiftung eingeladen, sich über das Thema »Frauen und Macht« zu informieren, zu beraten und auszutauschen. Die Tagung fand vom 1. bis 3. Oktober 1999 in Niedersfeld statt und war in diesem Jahr unglücklicherweise von vier auf drei Tage gekürzt worden.

Nach anstrengender Anreise, da der Tagungsort Niedersfeld in Westfalen leider weder zentral liegt noch gut erreichbar ist, und einem kleinen Imbiß, begann die Werkstatt zunächst mit Glückskeksen und -sprüchen für alle. Von jeder Teilnehmerin wurden Polaroid-Fotos aufgenommen, die auf bunte Pappkartons geklebt wurden. Auf der Fotowand konnte so jede Teilnehmerin zu ihrem Foto aufschreiben, was sie ihrer Meinung nach charakterisiert und welche Lebensstationen sie für mitteilenswert erachtet. Unkonventionell, kreativ und plastisch war auch die Vorstellungsrunde, bei der wir uns geographisch gemäß unseres Promotionsortes in der mit Wolle gelegten Bundesrepublik plazierten und anschließend am Wollfaden entlang je nach Dissertationsstadium aufreiheten.

Am ersten Tag fanden nachmittags zwei Einführungsvorträge statt. Helgard Kramer, Politik- und Sozialwissenschaftlerin von der FU Berlin und Privatdozentin an der Universität Frankfurt, informierte über den Wissenschaftsbetrieb bzw. das -system in der BRD im Vergleich zu den USA. Besondere Berücksichtigung fanden die länderspezifisch unterschiedliche Verankerung feministischer Ansätze und die Integration der Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft. Auch hob sie die bei uns fehlende (und auf dem kapitalistischen Leistungsprinzip basierende) »affirmative action« hervor, die amerikanische Universitäten zwingt, den Frauenanteil bzw. auch den Anteil anderer Ethnien zu erhöhen, da ansonsten saftige Geldstrafen und Sanktionen drohen. Frauen-

beauftragte deutscher Universitäten können hingegen lediglich die Unterrepräsentation von Frauen im Wissenschaftssystem thematisieren, nicht aber sanktionieren. Bezuglich des Frauenanteils im Wissenschaftsbetrieb schneiden daher die USA im Ländervergleich erheblich besser ab. Die von (patriarchalen) Hierarchien abhängige Habilitation und der von Männern propagierte (west)deutsche Mythos der Unvereinbarkeit von Karriere bzw. Beruf und Familie stellen weitere bundesrepublikanische Stolpersteine dar. Frau Kramer warb nichtsdestotrotz für die Hochschulkarriere, da diese gerade Frauen zeitliche Flexibilität erlaubt und, im Gegensatz zu den meisten anderen Berufen, keine Ortsanwesenheitspflicht enthält.

Obwohl stark erkältet, reiste auch Encarnación Gutiérrez Rodríguez, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Frauenuniversität der EXPO 2000 in Hannover, an. Sie referierte über die Probleme von Migrantinnen und sozio-politischen Minderheiten, über den Trend zu transnationalen bzw. hybriden Identitäten bei Menschen aus verschiedenen Lebenswelten und stellte bei der anschließenden Podiumsdiskussion mit dem Plädoyer für eine Quote für Minderheiten das Postulat der »Pluri-Ethnisierung« der Wissenschaft und des Wissenschaftsbetriebs auf.

Abends hielt Ingrid Sedlacek aus Frankfurt einen Kunst-Vortrag zum Thema »Frauen und Machtmotive: Die Amazonen« mit Dias von Gemälden mit Amazonenmotiven aus verschiedenen Jahrhunderten. Die antiken griechischen Sagen beschreiben Amazonen als fremde, kriegerische Reiterinnen und Barbarinnen, als unerträgliche Abweichung von der zivilisierten, griechischen Norm der häuslichen und gebärenden Frau. Eine Gesellschaft ohne männliche Dominanz wurde als bedrohlich empfunden, daher stellt die griechische Kunst besiegte und gezähmte Amazonen dar. Spätere mittelalterliche und frühneuzeitliche Gemälde weichen nur teilweise von diesen antiken Darstellungen ab. Der venezianische Maler Vittore Carpaccio lässt als einer der wenigen die Machtverhältnisse zwischen Griechen und Amazonen offen. Bei Rubens aber haben die schutzlosen, nackten Amazonen ihre Waffen und somit die Schlacht verloren, bei Schadow wird die Amazonenkönigin Penthesilea tödlich verwundet und schließlich von Achilles nurmehr gestützt. Hier erscheint die Stärke der Amazone sinnlos, da sie der Liebe zum stärkeren Mann entgegensteht und somit die eigentliche Bestimmung der Frau negiert. Anselm Feuerbachs »Wolfsjagd« zeigt den vermutlich siegreichen Kampf einer Frau gegen einen Wolf als Bestie, Franz von Stucks Bronzefigur sexualisiert die Amazone, die nackt auf einem Pferd sitzend mit dem Speer zielt. Der männliche Blick auf kriegerische Frauen, so die Referentin, ist voller Angst und versucht, diese zu dämonisieren bzw. zu nihilieren.

Derart mit viel Denkstoff, Bildmaterial und Informationen versorgt, dazu mit hervorragendem Essen verköstigt, klang der erste Abend in ungezwungener Atmosphäre an

der kleinen Bar des Tagungshauses aus. Hier konnten Erfahrungen zwischen Stipendiatinnen, Altstipendiatinnen und Referentinnen ausgetauscht, Diskussionen vertieft und Bekanntschaften geknüpft werden. Eine Frage kursierte sicherlich an jedem Tisch: Was würde der Samstag bringen, wie und was wird in den AGs erarbeitet werden?

Die am Samstag vormittag und nachmittag angebotenen thematischen, berufsorientierten und psychologisch ausgerichteten AGs »Geschlecht und Macht«, »Frauen und Nationalsozialismus«, »Rassismus und Geschlecht«, »Situation sich habilitierender Frauen«, »Supervision zur Dissertation«, »Drittmittelbeantragung«, »Durchsetzungsstrategien in der Wissenschaft« fanden recht unterschiedlichen Zulauf, u. a. weil noch wenige von uns beispielsweise den Weg der Habilitation eingeschlagen oder in Betracht gezogen haben. Im Abschlußplenum wurden später die Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen vorgestellt.

Die von der Bonner Diplom-Psychologin Anita Blastik geleitete AG »Supervision zur Dissertation«, an der ich teilnahm, begann damit, daß wir Teilnehmerinnen nach der üblichen kurzen Vorstellungsrunde aufeinander zugehen sollten, um uns gegenseitig zu begrüßen. Dabei hatte so manche Schwierigkeiten, sich ganz selbst-bewußt als Forscherin, Wissenschaftlerin oder mit ihrer Berufsbezeichnung vorzustellen, also sich klar zu definieren und zu identifizieren. Eine weitere Übung bestand darin, den eigenen Arbeitsplatz zu visualisieren, und aus der Frage »Wer steht hinter dir und deiner Dissertation?«, also der Frage nach dem Netzwerk. Was brauche ich jetzt für den nächsten Schritt als Forscherin? Wie sieht mein Alltag aus, wie schaffe ich mir Unterstützung, wer gibt mir Ruhe und Ausgeglichenheit? Dabei kristallisierten sich Kontinuität und Endlichkeit, der scheinbare Widerspruch zwischen Sein und Schaffen, Leben und Arbeiten, als wesentliche Faktoren des Dissertationsarbeitsprozesses heraus. Die Forschung an sich ist zwar unendlich, meine Dissertation aber ist nur ein Beitrag von Forschungsergebnissen und daher notwendigerweise endlich. Sich für eine Promotion zu entscheiden, heißt auch, sich selbst zu organisieren, Arbeitsphasen und Mußestunden, den »siebten Tag«, in ein ausgewogenes und produktives Verhältnis zu bringen. Wesentlich schwieriger zu beantworten und zu visualisieren war die Frage nach der eigenen Muse. Woher bezieht frau ihre (wissenschaftliche) Inspiration? Gibt es Vorbilder, Ideale? Wer ist mein geistiges Alter ego, mein seelischer Spiegel? Bekomme ich das an realer Unterstützung, aber auch inspirierender Motivation und Kreativität, was ich brauche? Wer ist meine Muse? Was ist überhaupt eine Muse? Muß es eine Frau sein? Gibt es einen Muse-rich? Gerade Frauen, die schnell bereit sind, selbst Muse zu sein, haben oftmals große Probleme, sich selbst eine Muse zu suchen, nicht nur zu geben, sondern auch zu nehmen. Zwei Übungen wurden vormittags durchgeführt, zunächst durfte die eine Hälfte der Teilnehmerinnen sich aus der anderen Hälfte je eine Muse aussuchen und in einem

Gespräch zu zweit ihre Muse »anzapfen«. Anschließend wählten diejenigen, die vorher die Musen verkörpert hatten, sich umgekehrt ihre Musen aus. Die Erfahrungen bei den Gesprächen waren sicherlich individuell unterschiedlich. Muse zu sein war für viele einfacher, als selbst eine Muse auszusuchen und auch einzufordern. Welche der Teilnehmerinnen könnte inspirieren? Was will ich überhaupt von meiner Muse? Beides auszuleben, Schöpferin und Geschöpf zu sein, war vermutlich für die meisten eine neue Erfahrung. Das Ziel dieser AG bzw. des Workshops Supervision, nämlich den eigenen Arbeitsprozeß als Forscherin, Doktorandin, Wissenschaftlerin kritisch zu beleuchten und sich das Spannungsverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Wissenschaft und Kreativität bewußt zu machen, wurde von allen Teilnehmerinnen als äußerst positiv bewertet. Eine kontinuierliche Wissenschafts-Supervision ist zwar leider noch Utopie, das Angebot einer Supervisions-AG als Konstante der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ist aber möglich und wurde von allen Teilnehmerinnen gewünscht.

Samstagabend fand die nun zur Tradition der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gewordene festliche Doktorinnenehrung mit Laudatio, Foto und überreichter Rose sowie dem Eintrag im Goldenen Buch der Doktorinnen und gemeinsamem Anstoßen auf das Wohl der Doktorin bei musikalischer Live-Untermalung mit anschließendem Tanz in der Disco statt. Gerade diese in einem angemessenen Rahmen gemeinsam begangene Feier einer in relativer Isolation erbrachten Leistung bzw. eines Abschlusses ist ein Element, das an deutschen Hochschulen leider zumeist fehlt. So wie aber jede Arbeit einen Beginn, Hürden und viele düstere Momente hat, so braucht sie auch einen glanzvollen Abschlußpunkt. Wer wird sich nicht wünschen, sich angespornt fühlen, vielleicht schon im nächsten Jahr ebenfalls geehrt zu werden?

Die Werkstatt endete mit der Podiumsdiskussion über Strategien von Frauen im Wissenschaftsbetrieb, an der leider nur zwei der angekündigten Referentinnen, die Soziologin Irene Hofmann-Lun vom Deutschen Jugendinstitut in München und die Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Schacherl aus Graz, teilnehmen konnten. Die beiden anderen Referentinnen, Tobe Levin von WISE in Frankfurt am Main und Gabriele Kreutzner, Pressesprecherin der Frauenuniversität Hannover, hatten sehr kurzfristig abgesagt. Insbesondere das von Irene Hofmann-Lun vorgestellte Mentoring-Konzept, in dem Männer und Frauen in Führungspositionen NachwuchskandidatInnen intensiv betreuen und ihnen mit Rat zur Seite stehen, stieß auf Interesse. Leider mußten Plenumsdiskussion und Tagungskritik sehr kurz ausfallen, da einfach der zeitliche Rahmen nicht ausreichte, bzw. die schlechten Reiseverbindungen zur vorzeitigen Abreise zwangen.

Gerade für die Arbeit in den AGs wäre es wünschenswert, wenn die Werkstatt zukünftig wieder an vier Tagen stattfinden würde. Dem Vorbereitungsteam gebührt ein

großes Lob für all die Organisationsmühe. Verbesserungsfähig sind aber meiner Meinung nach die im Vorfeld allen zugänglichen Informationen sowohl über die zu erwartenden Inhalte der einzelnen AGs, als auch Abstracts zu den Vorträgen bzw. kurze Referentinnenporträts, um allen Teilnehmerinnen die Vorbereitung auf und den Einstieg in die Werkstatt zu erleichtern. Auch der Dokumentationsband, sowie die Möglichkeit, diesen mitzugestalten, beispielsweise Rezensionen zu verfassen, sollte bereits im ersten Anschreiben erwähnt werden. Bereichernd fand ich den interdisziplinären Austausch, die reichhaltigen Informationen zu Berufsmöglichkeiten, die Chance, Kontakte auch über die Werkstatt hinaus zu knüpfen. Die Tagung zeigte, daß die Illusion der Isolation einem Netzwerk von Wissenschaftlerinnen weichen kann. Besonders positiv fiel mir die Teilnahme von jungen Müttern auf – Familie und Karriere sind offensichtlich doch unter einen (Doktorinnen-)Hut zu bringen.

II.

Berichte aus den Arbeitsgruppen

»DAS PUZZLE VON FORSCHUNG UND LEBEN ZUSAMMENSETZEN«

SUPERVISIONSWORKSHOP ZU DEN MÜHEN UND HINDERNISSEN BEI DER ERSTELLUNG WISSENSCHAFTLICHER QUALIFIKATIONSARBEITEN

Anita Blastik

Wissenschaft ist *das* Terrain der objektiven Erkenntnisgewinnung, während Supervision in die Sphäre der Subjektivität gehört. Wie paßt beides zusammen? Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem persönlichen Lebensentwurf einer Wissenschaftlerin und ihrer Forschungsfrage, ihrer Arbeitsweise, ihren zeitweiligen Arbeitsblockaden?

Supervision gehört traditionell in den Bereich der Psychotherapie. In der Supervision reflektiert die Therapeutin¹ ihre Gegenübertragung zur Klientin. Unter Gegenübertragung versteht man diejenigen Gefühle und Handlungsimpulse, die eine spezielle Klientin bei der Therapeutin auslösen. Die Arbeitsfrage in einer Supervision lautet: Welche Gefühle und Handlungsimpulse der Therapeutin sind zurückzuführen auf ihre eigenen Anteile und wo enthalten diese Gegenübertragungen Hinweise auf die Konflikte der Klientin? Als Devereux (1967) darauf aufmerksam machte, daß es auch beim Forschen Gegenübertragungen gibt, und diese keineswegs nur als Arbeitsstörungen anzusehen seien, sondern – im Gegenteil – von hohem Erkenntniswert sein können, war das ein bahnbrechender Gedanke. Daß Gegenübertragungen auf den Forschungsgegenstand – wenn sie als solche erkannt und genutzt werden – den Weg weisen in die Richtung neuer Erkenntnisse über diesen Gegenstand, ist eine Vorstellung, die dem traditionellen Selbstverständnis der Wissenschaft entgegensteht. Während vorher Distanz, ja Emotionslosigkeit, zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt angestrebt wurden, weil man in ihnen einen Garant sah für wissenschaftlich »sauberes« Vorgehen, wird von Devereux die wechselseitige Beziehung zwischen beiden – und damit eine Aufhebung der Subjekt-Objekt-Spaltung befürwortet. Leider sind Devereuxs Überlegungen nur von Teilen der Wissenschaft produktiv aufgegriffen und weiterentwickelt worden.

1 Die weibliche Sprachform wird hier durchgängig auch dann verwendet, wenn damit theoretisch beide Geschlechter gemeint sind. Praktisch hat der Supervisionsworkshop, der im Kontext der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt stattfand, nur Frauen angesprochen. Als Beitrag zur Tagungsdokumentation bezieht sich dieser Artikel mit der weiblichen Form vorrangig auf die Personengruppe der Teilnehmerinnen.

Als Psychotherapeutin *und* Wissenschaftlerin weiß ich, daß die eigene Person in ihrer Subjektivität das zentrale Erkenntnisinstrument innerhalb *beider* Tätigkeitsfelder ist. Sowohl in der Psychotherapie als auch in der Wissenschaft ist Wahrheit eine Frage der Perspektive. Von einem bestimmten subjektiven Standpunkt aus treten wir in einen Diskurs, beleuchten ein Thema auf eine persönliche, einzigartige Weise. Daher betrachte ich die Persönlichkeit als ein wesentliches Werkzeug zur Erkenntnisgewinnung, ein Werkzeug, das für beide Arbeitsfelder achtsam geschult und gepflegt werden will – wenn auch als Therapeutin und Wissenschaftlerin auf eine je spezifische Weise. Was allerdings für Psychotherapeutinnen längst zum Ausbildungsstandard gehört, wird in wissenschaftlichen Lehrplänen weiterhin geflissentlich ausgeblendet. Während die »Alma Mater« unaufhörlich fortfährt, neues Wissen zu produzieren, macht sie als »nährende Mutter« Universität ihrem Namen keine große Ehre. Nährend ist sie nun wirklich nicht; schon gar nicht für Nachwuchs-Wissenschaftlerinnen, die um ihren Einschluß in universitäre Strukturen ringen. Zukunftsängste, ein Gefühl gesellschaftlicher Ortlosigkeit und wiederkehrende Überforderung, was das Übermaß an Selbstmanagement betrifft, stellen sich ein. Besonders anfällig für eine Krise ist die Schnittstelle von wissenschaftlicher Forschungsfrage und persönlichen Lebensfragen. Der Supervisionsworkshop begreift sich als ein Angebot, das sich genau in diese Schnittstelle zwischen Forschung und Leben hineinbegibt. Forschungssupervision heißt, Nachwuchswissenschaftlerinnen in ihrer Subjektivität als Forscherinnen zu unterstützen und zu schulen, also genau an den Punkten »nachzunähren«, an denen universitäre Lehrpläne eine Leerstelle hinterlassen. Forschungssupervision ist also nichts anderes als ein Forschungslaboratorium, in dem es um uns selbst als Forscherinnen geht. Gegenstand unserer Forschung sind wir in diesem Laboratorium selbst.

Schon eine etwas andere Vorstellungsrunde sorgte dafür, daß sich die acht Teilnehmerinnen nicht nur abstrakt, sondern ganz praktisch als Personen mit ihrem Forschungsthema in Verbindung brachten. Sie wurden gebeten aufzustehen, durch den Raum zu gehen und sich untereinander vorzustellen mit den Worten: »Guten Tag, ich bin Forscherin für ...« Mit dieser kurzen Vorstellungsbübung konnte jede für sich wahrnehmen, wie es ihr ergeht, wenn sie sich als Person mit ihrer Forschungstätigkeit identifiziert. Eine Workshop-Teilnehmerin reflektiert ihre Wahrnehmungen dazu folgendermaßen:

»Wie offenkundig die, wenn auch häufig widersprüchliche, Verflechtung von Lebens- und Forschungspraxis ist, zeigte sich schon in der Vorstellungsbübung. Ich bin Forscherin ...« – Die kreativen Ausweichformulierungen, die gefunden wurden, um diesen Satz zu meiden, waren beeindruckend (z. B. »ich arbeite an ...«, »ich bin gerade dabei, mich einzuarbeiten in ...«, »ich möchte gerne Forscherin für ... werden«,

Anm. d.Verf.). Viele waren vieles, nur nicht das, womit wir zur Zeit vorrangig unser Leben füllen. Eine Forschungsfrage ist ein innerlicher Drang nach Erkenntnis und ein Drang zu schöpfen und somit auch ein direkter Ausdruck unseres Lebens. Die Forschungsfrage ist verbunden mit unserer Biographie. Unsere Art, daran zu arbeiten, entspricht allgemein unserer Art, unser Leben zu organisieren, sowie auch Momente des Scheiterns und Stehenbleibens nicht auf den Forschungsprozeß reduzierbar bleiben. Dieses Puzzle von Forschung und Leben zusammenzusetzen, wozu der Workshop anregte, war ein Anfang zur Identifikation mit uns als Forscherin« (Birgit Steckelberg).

Bei der individuellen Bewerkstelligung des »Puzzles« zwischen Forschung und Leben wird der Aspekt des Schöpferischen oft vernachlässigt. Während der Erstellung wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten steht meist eine defensive Erfüllung von Leistungsstandards im Vordergrund der Aufmerksamkeit. Doch wenn wir uns als Forscherinnen in unserer Subjektivität ernst nehmen, kommen wir nicht umhin, auch die kreativen Momente des Forschungsalltags mit all ihren Implikationen offensiv anzugehen. Eine dieser Implikationen, nämlich der Beziehungsaspekt, wurde im weiteren Vorgehen von den Teilnehmerinnen vertiefend bearbeitet. Dabei ging es um die Frage nach einer besonderen Beziehungsform, die sich inspirierend auf einen schöpferischen Forschungsvorgang auswirkt.

In einer angeleiteten Phantasiereise versetzten sich die Workshop-Teilnehmerinnen in ihre alltägliche Arbeitsumgebung und gingen jede für sich der Frage nach: Wer steht hinter mir als Forscherin? Also: Welche Unterstützungs- und Inspirationsquellen habe ich? Diese Frage umfaßt mehr als praktische Alltagsangelegenheiten, die sich abhängen ließen auf der Ebene: Wer macht den Abwasch? Hier geht es darüber hinaus um die Dimension des Schöpferischen: Wer ist mein geistiges Alter ego? Daß hinter einem klugen Mann in der Regel eine kluge Frau steht, die ihm als seelischer Spiegel dient, ist allseits bekannt. Doch wer steht hinter einer klugen Frau?

Gefragt ist hier nach der Muse oder dem »Muserich«, also nach einer Beziehung, aus der eine wissenschaftlich tätige Frau ihren Forscherinnen-Eros speisen kann. Musen gelten als Göttinnen des Gesangs, der Künste und Wissenschaften. Seit jeher pflegen schöpferisch tätige Männer den Kontakt zu einer Muse: einem Menschen, auf den sie ihre eigene Weisheit und Schönheit projizieren konnten, bevor beides – angeregt durch den Kontakt zu diesem Menschen – in ihre Schaffenskraft und ihr Werk einfließen konnte. Meistens war die Muse eine Frau. Aber auch homoerotische Kontakte wurden – je nach Epoche – einmal mehr, einmal weniger offen zu diesem Zwecke gepflegt. Die Erotik, die in einer produktiven Projektion auf ein Alter ego entsteht, muß nicht immer

ausgelebt werden, um sich beflügelnd auf das eigene Schaffen auszuwirken. Otto Rank (1928:34) spricht von einer »schöpferischen Selbstprojektion«, die sich als Verliebtheit gegenüber einer anderen Person äußert. Bei der schöpferischen Selbstprojektion geht es darum, die andere Person als seelischen Spiegel zu nutzen, um einen neuen Entwicklungsschritt machen zu können. Zum Teil zeigten sich die Teilnehmerinnen des Workshops erst einmal befremdet von dieser ungewohnten Perspektive auf ihren Arbeitsalltag:

»Der kühle Wissenschaftsbetrieb machte es zunächst schwer vorstellbar, den Sinn in der Suche nach einer Muse zu finden, steht diese doch für Leidenschaft, Erotik und Poesie« (Birgit Steckelberg).

Manche zeigten sich auch traurig berührt von der Selbsterkenntnis, daß ihnen ein solcher Inspirationsquell, eine Muse, in ihrem Dasein als Forscherin bislang fehlt. Um die Teilnehmerinnen nicht darin verharren zu lassen, einen Mangel in ihrem sozialen Umfeld zu konstatieren, wurde in einem zweiten Schritt die Gruppe als Pool voller inspirierender potentieller Musen genutzt. Jede Teilnehmerin suchte sich unter den anderen eine Muse, von deren Weisheit/Schönheit sie sich (ohne Gegenleistung!) anregen lassen durfte. In einem zweiten Durchgang durften die Musen dann ihrerseits wählen. Dabei war es nicht weiter verwunderlich, daß die Position der Muse vielen Teilnehmerinnen vertrauter war, als die der Visionärin, die sich ohne Gegenleistung von der anderen inspirieren und geistig-emotional nähren läßt. Eine Teilnehmerin beschreibt ihre Erfahrung mit den beiden Positionen wie folgt:

»Am Vormittag hatten wir, acht Frauen aus allen Teilen Deutschlands und an ganz unterschiedlichen Punkten stehend, die Aufgabe, uns eine Muse zu vergegenwärtigen. In unserer Vorstellung ging es um eine reale Muse. In einem zweiten Schritt sollten wir eine Frau aus der Gruppe als Muse wählen. Konkret bedeutete das, eine Frau zu wählen, deren Aufgabe es sein sollte, für mich da zu sein, mich zu inspirieren, mir zu helfen, meine Gedanken und auch Schwierigkeiten auszudrücken, mich dem zu stellen, und mich dann bei einer konstruktiven Beantwortung der aufgeworfenen Fragen zu unterstützen. Im Gegenzug wurde auch ich als Muse erwählt. Spannend war der Moment kurz vorher. Würde ich z. B. von einer ausgesucht, von der auch ich gerne ausgesucht werden möchte? Wird es mir gelingen, die Frau zu ›bekommen‹, für die ich mich entschieden hatte? Wie Anita vorausgesagt hatte, war die Rolle der Muse einzunehmen ein leichtes. Und für mich persönlich eine sehr angenehme Rolle. Wenn auch ich mich durch meine Muse unterstützt gefühlt habe, so war mir die Rolle der Muse doch näher. Ich empfand mich als produktiv und für die andere unterstützend« (Esther Lehnert).

Eine andere Teilnehmerin erkennt für sich die Wichtigkeit, eine Muse zu suchen und zu finden. Sie resümiert ihre Erfahrung mit den Worten:

»Die Suche nach unserer Muse [...] stellte ein Beschreiten neuer Wege zur Bewußtwerdung eigener Projektionsbedürfnisse dar – *ich wähle dich zu meiner Muse, zu einer Quelle meines Weiterkommens, um damit die Lücken zu schließen, die mich zum Stehenbleiben zwingen*« (Birgit Steckelberg).

Jede der acht Teilnehmerinnen stellte für sich eine spezifische Problematik in der Konfrontation mit ihrer Muse fest. So erfuhr z. B. eine Teilnehmerin schmerzlich, daß sie nicht wirklich gewählt hatte, sondern den Inspirationsquell nahm, der für sie übrig blieb. Sie wurde durch die Übung aufmerksam auf ein gewohntes Verhaltensmuster, das sie daran hinderte, sich zu nehmen, was sie gerade am meisten braucht. Eine andere Teilnehmerin mußte feststellen, daß sie dazu neigte, ihre Muse zu unterstützen statt sich umgekehrt Unterstützung zu holen. Sie konnte nicht glauben, daß die andere ihr tatsächlich etwas abzugeben hätte und wurde ungehalten über die ihr bekannte Erfahrung, nichts bekommen zu haben. Eine dritte zeigte sich in ihrer Selbstdefinition als Forscherin unentschieden zwischen dem Entwurf einer Muse, die ihr Wissen als Luxus begreift, das sie gerne weitergibt und an andere verschenkt, und dem Entwurf einer Wissenschaftlerin, die zunächst einmal ihre gedanklichen Rechte sichert, bevor sie mit ihren Erkenntnissen einen Diskurs bereichert.

Solche und ähnliche Erlebnisse, mit denen die Teilnehmerinnen aus den Übungsdyaden wieder in die große Runde zurückkamen, konnten anschließend – je nach Bedarf – im Dialog mit mir bearbeitet werden. In diesen Einzelarbeiten erkannten sich immer auch einige andere Teilnehmerinnen wieder. Gleichzeitig wurde anhand der individuell unterschiedlichen Probleme auch deutlich, daß jede Forscherinnen-Persönlichkeit verschieden ist und es keinen einen, richtigen Weg gibt, über den sich diskutieren ließe. Eine Teilnehmerin schreibt dazu:

»In den späteren Runden, die uns für die Vertiefung einzelner Punkte diente, und an denen Anita exemplarisch ihre Art der Arbeit vorstellte, war ich erneut erstaunt über meine sehr banale Einsicht in die Unterschiedlichkeit von Frauen, und ebenso darüber, daß es niemals darum gehen kann, standardisierte Lösungen zu finden, sondern daß jede Frau einen individuellen Zugang braucht. Die Art und Weise, in der Anita nachfragte, der jeweiligen Frau Raum gab und klar vermittelte, daß sie unterstützend tätig sein kann, die eigentliche Leistung aber von der Frau selbst erbracht werden muß, hat mir sehr gut gefallen. [...] Gespiegelt wurde mein Eindruck durch die Rückmeldungen der anderen Frauen, die auch das angenehme Gruppenklima und die Tatsache hervorhoben, daß sie das Gefühl hatten, Fragen

stellen zu können. Mich hat die Arbeitsgruppe erneut darin bestärkt, daß Wissenschaft mehr sein kann als Erkenntnisinteresse und das Stellen interessanter Fragen (sowie das Finden origineller Antworten?). Wissenschaft kann auch Lust machen und beflügeln« (Esther Lehnert).

Die Einzelsupervisionen beschränkten sich aufgrund der zeitlichen Rahmenbedingungen des Workshops auf einige exemplarische Arbeiten. Aus Pausengesprächen am Rande der Tagung entnahm ich, wie manche Themen fortwirkten, und einzelne Teilnehmerinnen über die Dauer des Workshops hinaus mit angerissenen Fragen beschäftigt waren. Der Bedarf an Forschungssupervision ist groß: So manche Doktorarbeit würde davon profitieren, wenn diesem Bedarf in Zukunft Rechnung getragen würde.

LITERATUR

- Devereux, Georges (1967): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/Main.
- Rank, Otto (1928): Gestaltung und Ausdruck der Persönlichkeit. Leipzig, Wien.

PSYCHOLOGISCHE UND HISTORISCHE ASPEKTE DER INTEGRATION VON FRAUEN IN DIE WISSENSCHAFT

AG DURCHSETZUNGSSTRATEGIEN

Annette Erb

MACHT

Leben in den Erdablagerungen unserer Geschichte

*Heute hob eine Hacke aus einer bröckelnden Erdflanke
eine Flasche ans Licht bernsteinfarben unversehrt
eine hundert Jahre alte
Kur für Fieber oder für Melancholie
ein Stärkungsmittel
für das Leben hier auf dieser Erde
in den Wintern dieses Klimas*

*Heute las ich von Marie Curie:
sie muß gewußt haben, sie litt an Strahlenschäden
Jahr für Jahr ihr Körper beschossen
von dem Element
das sie in reiner Form gewonnen hatte
Es scheint, sie hat es bis zum Schluß geleugnet
daß dies der Grund war für den grauen Star
in ihren Augen
die aufgeplatzte eitrige Haut an ihren Fingerspitzen
bis sie kein Reagenzglas, keinen Bleistift, nichts
mehr halten konnte*

*Sie starb berühmt und in Verleugnung
ihrer Wunden
sie leugnete
daß ihre Wunden demselben Grund entstammten
wie ihre Macht.*

Adrienne Rich¹

¹ Lorde, Audre/Arienne Rich (1991): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte. Hrsg. v. Dagmar Schultz. Berlin, S. 137.

1. EINLEITUNG

Unterschiedliche Vorstellungen über geschlechtsspezifische psychische und soziale Unterschiede und daraus resultierende Schwierigkeiten bei der beruflichen Integration und Durchsetzung von Frauen in der Wissenschaft, trotz fachlicher Kompetenz, existieren bis heute.

Zunächst problematisiere ich die marginale Situation von Wissenschaftlerinnen in und den Migrationsprozeß von Frauen hin zur Wissenschaft. Dazu bediene ich mich der entwicklungspsychologischen und der historischen Perspektive. Danach gehe ich auf die Diskussion in der AG »Durchsetzungsstrategien von Frauen in der Wissenschaft« ein.

1.1. Historische Aspekte des Frauenstudiums in Deutschland

Der Zugang zu Universitäten und Hochschulen wurde Frauen in Deutschland erst Anfang des 20. Jahrhunderts ermöglicht. Zuerst öffnete Baden 1901 seine Universitäten für Frauen. Es folgten Bayern 1903, Württemberg 1904, Sachsen und Thüringen 1906 und Preußen 1908. 1920 wurde Frauen das Habilitationsrecht zuerkannt. An der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin waren 18% der Studierenden in den Jahren zwischen 1923 und 1933 Frauen. Das Hochschulstudium für Frauen war damals keineswegs selbstverständlich. Es wurde oft absichtlich erschwert. Noch in den zwanziger Jahren begannen beispielsweise einige Hochschullehrer erst dann ihre Vorlesungen, wenn die anwesenden Frauen den Hörsaal verlassen hatten. Das Frauenstudium wies eine Fülle von Minoritätenproblemen auf (Sprung 1992).

Wenn heute von der dritten oder vierten Frauengeneration gesprochen wird, die in Deutschland seit Beginn des Frauenstudiums in akademischen Berufen tätig ist, darf dabei nicht vergessen werden, daß durch den Nationalsozialismus, den II. Weltkrieg und die Nachkriegszeit mehr als eine Frauengeneration ausgefallen ist. Erst ein knappes Jahrhundert haben Frauen also Erfahrungen mit den Strukturen im männlich dominierten System der akademischen Institutionen sammeln können.

Seitdem haben viele Frauen die Möglichkeiten genutzt, die sich ihnen mit den zunehmend besseren Bildungschancen boten. Dabei ist der Zugang zu Wissenschaft und Studium nur die eine Seite, die selbstverständliche und gleichberechtigte Integration von Frauen in den Bereich wissenschaftlichen Arbeitens und in das akademische System eine andere (Sprung & Sprung 1996).

1.2. Die gegenwärtige Situation von Frauen in der Wissenschaft

Die Arbeitsbedingungen und Karriereverläufe von Frauen und Männern unterscheiden sich m.E. im deutschen Hochschulsystem gravierend voneinander. Auf einige Unterschiede möchte ich eingehen.

Zwar verfügen mehr Frauen als Männer in mehr als einem Fach über einen Studienabschluß, dennoch fehlen Frauen häufiger die formalen Qualifikationsabschlüsse, d.h. eine Promotion oder Habilitation. Es gibt in Frauenbiographien häufiger Diskontinuitäten und Brüche im Verlauf der wissenschaftlichen Karriere als in Männerbiographien. Professorinnen sind nicht selten Quereinsteigerinnen. Männer erhalten während ihrer wissenschaftlichen Laufbahn mehr Unterstützung von Kollegen, Dozenten und Professoren. Frauen finden eher auf Umwegen in die Wissenschaft (Onnen-Isemann & Oßwald 1991). Die Ergebnisse einer neueren Befragung zur Berufssituation von Wissenschaftlerinnen an deutschen Hochschulen erbrachten folgende Resultate: Trotz formal gleicher Qualifikation wie bei männlichen Kollegen sind Frauen häufiger in Zeitarbeitsverhältnissen mit vergleichsweise geringerer Laufzeit beschäftigt. Frauen arbeiten an Hochschulen und Universitäten in Deutschland häufiger in Teilzeitbeschäftigung, was nicht mit einer geringeren tatsächlichen wöchentlichen Arbeitszeit verbunden ist, aber mit deutlichen finanziellen Einbußen. Frauen nehmen seltener an in- und ausländischen Tagungen teil und publizieren weniger, eine Ausnahme bilden dabei die Fachhochschulprofessorinnen (Enders & Teichler 1995).

1.3. Gelebte Widersprüche

Deutliche Unterschiede zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gibt es auch in der privaten Lebenssituation (Onnen-Isemann & Oßwald 1991). Der Anteil alleinlebender Wissenschaftlerinnen ist mit 42% deutlich höher als bei Wissenschaftlern mit 19% (Enders & Teichler 1995). Diejenigen, die für die wissenschaftliche Karriere nicht auf Partnerschaft und Kinder verzichten wollen, was besonders bei der Generation ab 1950 der Fall ist, bekommen oft nach der Promotion bzw. Habilitation ein erstes Kind (Onnen-Isemann & Oßwald 1991). Zu diesem Ergebnis kamen ebenfalls Enders & Teichler. Barbara Schaeffer-Hegel beschreibt die Lebenssituation von Wissenschaftlerinnen mit Mann und Kind als Dreifach-Rollen-Leben und bemerkt dazu:

»Ich gehe nicht davon aus, daß heute irgendeine Frau das Männer-Kinder-Berufs-Problem zu ihrer vollen Zufriedenheit gelöst hat« (Schaeffer-Hegel 1996: 17).

Für eine lebenslange wissenschaftliche Karriere von Frauen fehlen ausreichende Rollenmodelle und die gesellschaftlichen Bedingungen, um Partnerschaft und Kinder mit wissenschaftlicher Karriere zu vereinbaren. Die selbstverständliche und gleichberechtigte Integration in Wissenschaftsarbeit und das akademische System ist also bei Frauen viel schwerer realisierbar und unterliegt zum Teil völlig anderen Rahmenbedingungen als dies bei Männern der Fall ist.

2. SOZIALISATIONSTANZEN AUF DEM STEINIGEN WEG ZUR WISSENSCHAFTLERIN

Um eine erfolgreiche Karriere als Wissenschaftlerin machen zu können, müssen Frauen wie Männer bestimmte Voraussetzungen mitbringen wie Begabung, Beharrlichkeit, Energie, Frustrationstoleranz und Kompetenz. Diese Qualitäten entwickeln und manifestieren sich während des Lebenslaufes in einem Bildungsprozeß, der vom Individuum selbst und von verschiedenen anderen Faktoren beeinflußt wird (Macha & Mauermann 1997). Die Komplexität dieses Bildungsprozesses ist sicher nur teilweise zu erfassen. Einige wesentliche Sozialisationsinstanzen und deren Einfluß auf die persönliche Entwicklung hin zur Wissenschaftlerin sollen hier beleuchtet werden.

2.1. Sozialisationsaspekte in Kindheit und Jugendalter

In einem Augsburger Projekt wurden von Hildegard Macha und Monika Klinkhammer die Entwicklungsbedingungen von 54 Wissenschaftlerinnen und 10 Wissenschaftlern an fünf deutschen Universitäten untersucht. Auswahlkriterien waren eine abgeschlossene Promotion, ein erkennbarer Karrierewunsch, eine annähernd gleiche Verteilung von VertreterInnen aus Natur- und Geisteswissenschaften sowie von WissenschaftlerInnen aus Ost- und Westdeutschland. Folgende Resultate ergaben sich bezüglich der Sozialisationsbedingungen (Macha & Klinkhammer 1997).

Sozialisationsvoraussetzungen durch das elterliche Milieu

31 von 64 ProbandInnen hatten schwierige Sozialisationsbedingungen während ihrer Kindheit – wie z. B. Scheidung der Eltern, Verlust eines oder beider Elternteile durch Tod, suizidale Krisen, schwere Krankheit, sexueller Mißbrauch oder Flucht aus der DDR –, die nicht unbedingt einen Karriereerfolg prognostizieren ließen. Oft wurden Überforderung und ein Fehlen an Zuwendung, Unterstützung und Schutz während der Kindheit

von den Interviewten bemängelt. Diese Bedürfnisse nach Schutz und Unterstützung konnten von den Eltern nicht befriedigt werden. Ebensowenig konnten die Eltern auf den Wissensdrang ihrer Kinder eingehen. Von Seiten der Eltern aber wurde den Kindern oft die Verantwortung für jüngere Geschwister oder eine leitende Rolle in der Haushaltsführung übertragen. Hier litten die Kinder häufig an Überforderung. Die meisten Interviewten konnten von den Eltern weder verstanden noch gefördert werden. Sie fühlten sich sehr früh unabhängig.

Schulisches Milieu

Durch ihre intellektuelle Begabung waren die ProbandInnen in der Kindheit eher unangepaßt, renitent, insgesamt auffallend eigenständig. In der Schule wurden diese Kinder nicht selten diskriminiert. Lehrer fühlten sich bisweilen bedroht und mißtrauten der raschen Auffassungsgabe dieser begabten Kinder. Im Verhältnis zu MitschülerInnen waren die Interviewten jedoch keine AußenseiterInnen, denen andere Kinder aus dem Wege gegangen wären.

Selbstbild und innere Befindlichkeit

Charakteristisch war für die Interviewten, daß sie sich als »andersartig« fühlten. Von den Mädchen gaben dies 59,2% und von den Jungen 50% an. Diese Andersartigkeit wurde ihnen in der mittleren Kindheit zwischen 6 und 12 Jahren bewußt und äußerte sich in Gefühlen von Fremdheit und Nichtzugehörigkeit gegenüber der Familie, FreundInnen und Gleichaltrigen.

Schon relativ früh, ebenfalls in der mittleren Kindheit, entwarfen die 64 ProbandInnen ein erstes zum Teil unbewußtes Bild von sich, dem sie zu entsprechen versuchten. In ihren Interessen – Lesen, Wissenserwerb, Zusammenhängen nachspüren – hoben sie sich deutlich von ihrer Umgebung ab und neigten weniger zum Spielen. Bereits in dieser Entwicklungsphase bestand der Wunsch, sich der Wissenschaft zu widmen. Dieses Interesse entwickelte sich aus den Befragten selbst heraus, war also stark intrinsisch motiviert.

Die Welt des Wissens faszinierte sie nachhaltig, so daß ihnen früh klar wurde, daß sie aus dem familiären Umfeld heraus wollten. Während des Studiums an der Universität erkannten sie, daß sie in der richtigen Umgebung waren und die Universität das Milieu war, in dem sie sich verwirklichen konnten.

2.2. Sozialisationsaspekte bei Frauen an Hochschulen und Universitäten

Mit der Aufnahme eines Studiums an einer Hochschule oder Universität waren die Frauen dann in ihrem Milieu angekommen. Akademische Bildung war für sie ein Instrument des Ausstiegs aus den Milieus ihrer Kindheit und Jugend. Es wurde möglich, die Bedürfnisse nach Wissen und Freiheit zu befriedigen und das häusliche Umfeld räumlich zu verlassen und zu transzendifzieren. Die Welt des Wissens blieb ein Faszinosum und förderte die unstillbare und unerschöpfliche Neugier, die die Antriebsenergie für den Prozeß von Wissenserwerb und Forschung lieferte (Macha 1998). Damit erschloß sich den Wissenschaftlerinnen ein theoretischer Zugang zur Welt, der eine lebenslange Coping-Strategie, d.h. Bewältigungsstrategie, darstellt und die Frauen befähigte, sich im akademischen System einen Platz zu erobern und zu behaupten.

Nach Macha nun werden Frauen im Wissenschaftsbetrieb auf drei Qualifikationsstufen benachteiligt (Macha 1998): Vor der Promotion sehen sich viele Wissenschaftlerinnen zum Aufgeben ihres Karriereziels veranlaßt, weil sie nach dem Examen meist mit befristeten und schlechter dotierten Stellen als ihre männlichen Kollegen zu rechnen haben. Auf der Qualifikationsstufe der Habilitation gelangen nur noch 9,1% von 22,4% weiblichen wissenschaftlichen Angestellten zu ihrem Ziel. Bei der Bewerbung auf eine Lebenszeitprofessur erreichen nur 2,6% der Bewerberinnen eine C 4-Stelle (Macha 1998).

Die Effekte des männlich dominierten akademischen Systems und seiner Netzwerke zeigen sich hier, denn Frauen werden generell weniger gefördert. Dennoch integrieren sich einige Frauen.

2.3. Formen der Integration von Frauen in die Wissenschaft

Innerhalb einer Institution zu agieren, erfordert stets ein gewisses Maß an sozialer Kompetenz und Anpassungsleistung, das von den Akteuren innerhalb eines Systems erbracht werden muß. Am Beispiel der Integration von Frauen in den Bereich der Neueren Psychologie im ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts wurden von Sprung & Sprung folgende Einstiegsmodelle für die Wissenschaft unterschieden (Sprung & Sprung 1996).

Das **Einzelkämpferinnenmodell** bezieht sich auf Frauen, die von sich aus den Einstieg in die Wissenschaft fanden und zum Teil später eine eigene Karriere machten. Bei-

spiele aus der Psychologie sind dafür Maria Jahoda und Franziska Baumgarten-Tramer (Jahoda 1994; Daub 1996).

Das **Partnerinnenmodell** bezieht sich auf Frauen, die Mitarbeiterinnen ihrer Lebenspartner wurden – und zwar außerhalb universitärer Strukturen und unbezahlt. Ein bekanntes Beispiel dafür ist Clara Sterns Beitrag auf dem Gebiet der Entwicklungspsychologie in Zusammenarbeit mit William Stern (Deutsch 1994).

Das **Mitarbeiterinnenmodell** bezieht sich auf Frauen, die ihren Weg als Mitarbeiterinnen prominenter Wissenschaftler gingen, und dann z.T. eine eigenständige Karriere machten. Bärbel Inhelder war z. B. Jahrzehntelang die bedeutendste Mitarbeiterin Jean Piagets in Genf. Einige Frauen lernten ihre späteren Lebenspartner während des Studiums kennen, wobei diese Partner nicht selten die vormaligen Mentoren waren. Charlotte Bühler und Rosa Katz gelang z. B. der unabhängige wissenschaftliche Einstieg in die Psychologie. Sie wurden Mitarbeiterinnen ihrer späteren Lebenspartner und bauten dann mit deren Hilfe ihre eigenständige Karriere aus.

Das **Teammodell** charakterisiert den wissenschaftlichen Weg von Frauen als Mitarbeiterinnen in einem Team bzw. in einer Arbeitsgruppe. Ein Beispiel dafür war die von Kurt Lewin in den 20er Jahren geleitete Forschungsgruppe zur Handlungs- und Affekt-psychologie, aus der bekannte Psychologinnen wie Tamara Dembo, Wera Mahler, Bluma Zeigarnik und Margarete Jucknat hervorgingen (Sprung 1992; Sprung & Sprung 1996).

Das **Vater-Tochter-Modell**: Ein bekanntes Beispiel aus der Psychoanalyse wäre Anna Freud, die durch ihren Vater Sigmund Freud beeinflußt worden ist, und Psychoanalytikerin wurde, spezialisiert für Kinder. Sie hat besonders durch ihr 1936 erschienenes Werk »Das Ich und die Abwehrmechanismen« die psychoanalytische Theorie bereichert. 1947 gründete Anna Freud die Hampstead Child Therapy Courses, eine Institution, an der Ausbildungslehrgänge für Kinderpsychoanalyse angeboten wurden. Damit wurde die Kinderpsychoanalyse organisatorisch verselbständigt (Peters 1979).

Das **Mutter-Tochter-Modell**: Dieses Modell lässt sich gleichermaßen in der Psychologiegeschichte als Modell der Integration von Frauen in die Wissenschaft ausmachen. Ein Beispiel wäre die Tochter der Berliner Psychoanalytikerin Adelheid Fuchs-Kamp, Dorothea Fuchs-Kamp, als Psychoanalytikerin Mitbegründerin des »Deutschen Arbeitskreises für Gruppentherapie« (Ludwig-Körner 1998: 113).

Die bisher genannten Modelle, außer dem der Einzelkämpferin, sind Abhängigkeitsmodelle. Sie wurden aufgrund historischer Analysen entwickelt. Jeweilige Beispiele lassen sich in der gesamten Wissenschaftsgeschichte aufzeigen. Die folgenden Modelle sind jüngerer Datums.

Das **Innovationsmodell** bezieht sich darauf, daß in gesellschaftlichen Umbruchsituationen Frauen an Posten herankommen, wenn keine Männer zur Verfügung stehen.

So war es z. B. bei Heide Pfarr, die in den 70er Jahren jüngste Professorin in der Bundesrepublik wurde, weil es keine weiteren promovierten Männer im Arbeitsrecht gab bzw. diese schon eine Professur hatten. In gesellschaftlichen Umbruchsituationen, die außerplanmäßigen Momenten (un-)möglicher Karrieren enthalten, greifen Frauen eher zu als Männer. Hierbei spreche ich von einem Innovationsmodell, das in doppelter Hinsicht Neuerungen bringt: ein Fachgebiet oder Lehrstuhl wird durch eine Frau besetzt zu einer Zeit, in der zudem neue Legitimationsanforderungen an die Wissenschaft gestellt werden.

Das **Netzwerkmodell** ist ebenfalls ein Integrationsmodell, das sich erst in den letzten Jahren für Frauen als tragfähig erwiesen hat. Ein Beispiel hierfür ist die 1995 errungene Zeitprofessur von Ilse Brehmer in Graz, die durch ein Frauennetzwerk zustande gekommen ist, wie Ingrid Schacherl auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt berichtete [vgl. auch ihren Beitrag in diesem Band].

Historische Rekonstruktionen von realisierten Formen der Integration von Frauen in die Wissenschaftsbereiche können einen kleinen Beitrag zur Entwicklung weiterer Integrationsmodelle leisten und sind eine Art aktiver Geschichtsschreibung. Wenn Machtverhältnisse in der Wissenschaft problematisiert werden, ist es hilfreich, die Strukturen und ihre Geschichte zu analysieren. Dazu bieten diese Modelle eine Möglichkeit.

3. DURCHSETZUNGSSTRATEGIEN VON UND FÜR HBS-PROMOVENDINNEN

In unserer Arbeitsgruppe »Durchsetzungsstrategien von Frauen in der Wissenschaft« auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, die Annette Henninger und ich moderierten, diskutierten wir diese Modelle. Wir werteten außerdem einen von uns vorab verteilten Fragebogen aus, um die Situation der sieben Teilnehmerinnen unserer AG und ihre Position in der Wissenschaft zu erheben und zu reflektieren.

Von den Teilnehmerinnen unserer AG wurde betont, daß ihnen positive weibliche Identifikationsfiguren für eine akademische Karriere fehlen. Von mehreren wurde die Konkurrenz unter Frauen problematisiert. Selbstzweifel und persönliches Hinterfragen der eigenen Arbeit, der eigenen Leistungen waren in der Diskussion sehr präsent.

Die Betreuungssituation der HBS-Promovendinnen erwies sich bei den meisten Doktorandinnen als problematisch. Es mangelte ihnen z.T. an fachlicher und sozialer Unterstützung. Nur eine der sieben Teilnehmerinnen äußerte den Wunsch, Professorin zu werden. Die finanzielle Absicherung und die Vernetzungsmöglichkeiten durch die HBS

wurden von allen als positiv empfunden. Die Teilnehmerinnen artikulierten auch, daß sie eine Wissenschaft betreiben wollten, die sich praktischen und gesellschaftlichen Fragestellungen widmet.

Angesichts dieser Aussagen bietet sich für mich noch einmal der Blick in die Geschichte an, wo ich Parallelen zu den Wünschen und Bildungswegen von HBS-Provendinnen finde. Helga Sprung thematisierte die Bedingungen, aufgrund derer sich zur Arbeitsgruppe Kurt Lewins während seiner Berliner Zeit vor allem Frauen hingezogen fühlten (vgl. Teammodell):

- Die Doktorandinnen Kurt Lewins hatten alle eine hohe Studien-, Bildungs- und Arbeitsmotivation, die sich bereits vor der Zusammenarbeit mit Kurt Lewin durch schwierige Bildungswege als beharrlich und nachhaltig erwiesen hat.
- Lewins heuristisches Konzept der Handlungs- und Affektpsychologie hatte eine hohe Alltags- und Praxisrelevanz.
- Lewins ökologisch hochvalide Paradigmen ermöglichten es, die empirischen Untersuchungen in lebensnahen Experimenten durchzuführen.
- Der demokratische Führungsstil Lewins war verbunden mit hoher Akzeptanz und Erwartungen an die Selbständigkeit seiner Mitarbeiterinnen.
- Lewin förderte seine Mitarbeiterinnen, indem er sie forderte, wobei er selbst vorlebte, was er von anderen verlangte.
- Lewin hatte ein positives Frauenbild, das von Gleichberechtigung und geistiger Partnerschaft geprägt war.

Die Frauen, die aus dem Arbeitskreis Kurt Lewins hervorgingen, vollbrachten auch in der Folge hervorragende wissenschaftliche Leistungen.

Dieses historische Beispiel und die Diskussionsschwerpunkte in unserer AG machen deutlich, mit welcher Verantwortung, mit welchen Ansprüchen und mit welchen Werten Frauen ihre Arbeit als Wissenschaftlerin verbinden. Einen weiteren Aspekt halte ich dabei für bedeutsam, den Helga Sprung folgendermaßen zusammenfaßte:

»Nach meinen Erfahrungen bedürfen Frauen in wissenschaftlichen Arbeitsgruppen in einem stärkeren Maße als Männer eines günstigen sozialen Klimas, um sich wissenschaftlich entfalten und kreativ werden zu können. Sie bedürfen einer stärkeren sozialen Unterstützung zur Festigung ihres Selbstbildes als Wissenschaftlerin.

Das gruppendifamische Modell »Lewin und seine Berliner Schülerinnen« scheint mir daher ein gelungenes Beispiel einer kreativen und frauenförderlichen wissenschaftlichen Arbeitsgruppe gewesen zu sein, von dem man nach einem Zeitabstand von etwa sechzig Jahren vieles lernen kann« (Sprung 1992: 157).

Als erfolgversprechende Durchsetzungsstrategien von und für Wissenschaftlerinnen wurden in unserer AG und in weiteren Gesprächen der sechsten WissenschaftlerinnenWerkstatt der Promovendinnen der HBS folgende Punkte herausgearbeitet:

1. Frauen müssen sich neue Netzwerke schaffen und bestehende nutzen.
2. Frauen sollten ihr eigenes Wissen, ihre Kompetenzen öffentlich machen und sich gesellschaftlich, auch außerhalb der Universitäten präsentieren und positionieren.
3. Für Wissenschaftlerinnen ist es notwendig, sich auf Kongressen und Tagungen zu äußern.
4. Frauen müssen Ungerechtigkeiten im Wissenschaftsbetrieb artikulieren und ihre Rechte und Möglichkeiten einfordern.
5. Wissenschaftlerinnen sollten sich in überregionale wissenschaftliche Gesellschaften und Verbände einklinken.
6. Frauen sollten sich nicht vor Publikationen scheuen und jede Möglichkeit nutzen, um ihre Ergebnisse, Überlegungen und Ideen zu veröffentlichen.
7. Frauen brauchen Mitstreiterinnen, Gleichgesinnte und Verbündete. Dabei ist es wichtig, mit Wissenschaftlerinnen in- und außerhalb universitärer Strukturen zusammenzuarbeiten.

Dazu gehört besonders die Zusammenarbeit mit hier lebenden ausländischen Wissenschaftlerinnen.

4. AUSBLICK

Schau ich mit den Augen einer Historikerin auf die Integrationswege und Durchsetzungsstrategien von Frauen im Wissenschaftsbereich, sehe ich Fortschritte und Veränderungen während der letzten Jahrzehnte, wenngleich auch jahrhundertelang gewachsene, männlich dominierte Strukturen nur langsam aufgebrochen werden. Aus psychologischer Perspektive und aus eigener Anschauung erfahre ich Marginalisierung, Abhängigkeiten und Anpassungsdruck ebenso wie Spaß am wissenschaftlichen Arbeiten und die Fähigkeiten und Möglichkeiten von Bewertungsmacht, die mir die Wissenschaft bringt. Ich hoffe, daß es von und für Wissenschaftlerinnen auch einmal Mentoringprogramme geben wird, die über die Doktormutter- oder Doktorvaterbeziehung hinausgehen.

Mein Traum ist es, mit meiner chinesischen Freundin gemeinsam in einem Forschungsprojekt arbeiten zu können. Die Rahmenbedingungen dafür müssen wir uns selbst erkämpfen.

Ich habe auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt viele interessante, engagierte Frauen kennengelernt, die die Machtverhältnisse in der Wissenschaft reflektierten und um Handlungsmöglichkeiten rangen. Da sich die wissenschaftliche Karriere einer Frau immer auch als individuelles Schicksal darstellt, sind mir die Höhen und Tiefen eines Lebens als Wissenschaftlerin sehr bewußt. Mir fallen die Worte von Antonio Machado y Ruiz ein:

»Wanderer, es gibt keinen Weg, deine Schritte erst schaffen ihn.«

Einige Schritte des Weges zur Integration und Durchsetzung von Frauen in den Wissenschaften sind geschafft, die meisten Schritte jedoch liegen noch vor uns.

LITERATUR

- Daub, Edelgard (1996): Franziska Baumgarten: Eine Frau zwischen akademischer und praktischer Psychologie. In: Lück, Helmut (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Psychologie. Band 12. Frankfurt am Main et al.
- Deutsch, Werner (1994): Nicht nur Frau und Mutter – Clara Sterns Platz in der Geschichte der Psychologie. In: Psychologie und Geschichte, 5 (3/4), 171-182.
- Ebeling, Helga (1997): Zur Förderung von Wissenschaftlerinnen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Lang, Sabine / Sauer, Birgit (Hg.): Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin. Frankfurt am Main, 49-50.
- Jahoda, Maria (1994): Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Ch. Fleck. Graz.
- Ludwig-Körner, Christiane (1999): Wiederentdeckt – Psychoanalytikerinnen in Berlin: auf den Spuren vergessener Generationen. Gießen.
- Macha, Hildegard (1998): Frauen und Macht – die andere Stimme in der Wissenschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B22-23/98, 22. Mai 1998. 12-20.
- Macha, Hildegard / Klinkhammer, Monika (1997): Die andere Wissenschaft: Stimmen von Frauen an Hochschulen. Bielefeld.
- Macha, Hildegard / Mauermann, Lutz (1997): Brennpunkte der Familienerziehung – Wandel und Perspektiven. Weinheim.
- Onnen-Isemann, Corinna / Oßwald, Ursula (1991): Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich. Studien zur Bildung und Wissenschaft 99, Bad Honnef.
- Peters, Uwe Henrik (1979): Anna Freud. Ein Leben für das Kind. München.

- Schaeffer-Hegel, Barbara (1996): Partnerschaftserfahrungen berufstätiger Mütter mit Mann. In: Schaeffer-Hegel, Barbara (Hg.): Säulen des Patriarchats. Zur Kritik patriarchaler Konzepte von Wissenschaft, Weiblichkeit, Sexualität und Macht. Pfaffenweiler, 1-27.
- Schultz, Dagmar (1986): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich. Berlin, S. 137.
- Sprung, Helga (1992): Kurt Lewin und seine Berliner Schülerinnen. In: Schönpflug, Wolfgang (Hg.): Kurt Lewin – Person, Werk, Umfeld. Frankfurt a.M., 149-160.
- Sprung, Helga / Sprung, Lothar (1996). Frauen in der Geschichte der Psychologie. In: Gundlach, Herbert (Hg.): Untersuchungen zur Geschichte der Psychologie und der Psychotechnik. München & Wien, 205-222.

AG DURCHSETZUNGSSTRATEGIEN VON FRAUEN IN DER WISSENSCHAFT

Anke Heimberg

Der Ankündigungstext zur AG »Durchsetzungsstrategien von Frauen in der Wissenschaft« im Reader zur Vorbereitung der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt in der Hans-Böckler-Stiftung hatte mich bereits zu Hause beim Lesen neugierig gemacht. Ich war gespannt, welche Vorgehensweisen und Strategien die AG-Teilnehmerinnen bisher schon angewandt hatten, um sich innerhalb der Wissenschaft oder genauer: innerhalb des Wissenschaftssystems zu positionieren. Meine Neugier galt den Wegen, die andere »Nachwuchs«wissenschaftlerinnen wählten, bzw. den Lebensentwürfen anderer Frauen in der Wissenschaft. Vor allem interessierte mich, welche persönlichen Erfahrungen die AG-Teilnehmerinnen bisher gemacht hatten. Und das nicht zuletzt deshalb, weil mich selbst die Erfahrungen der vergangenen zwei Jahre mit Konkurrenzverhalten, starkem Abgrenzungsgebaren und »Closed-Shop«-Denken von WissenschaftlerInnen untereinander, gerade auch von Frauen, abschreckten, nachdenklich machten und zeitweilig orientierungslos zurückgelassen hatten.

Neben den AG-Leiterinnen Annette Henninger und Annette Erb, die ihre Promotion bereits abgeschlossen hatten, nahmen an der Arbeitsgruppe insgesamt fünf Frauen unterschiedlichster Fachdisziplinen teil, die sich alle am Anfang oder in der mittleren Phase der Promotion befanden. In einem einführenden kurzen Brainstorming wurde das Interesse der Teilnehmerinnen am Thema abgefragt; hier zeigte sich bereits im Vorfeld eine breite Palette unterschiedlichster Motivationen für und Erwartungen an die Arbeitsgruppe. Die Teilnehmerinnen wünschten sich insbesondere konkrete Anregungen und Perspektiven, wie sie die Isolation des wissenschaftlichen Arbeitens aufbrechen, wie sie ihren Einzelkämpferinnenstandpunkt verlassen, und wie sie schließlich den Bezug der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zur Wissenschaftspraxis herstellen können.

Um die bisherige Vorgehensweise jeder einzelnen von uns überdenken und anschließend einen gezielten Austausch der Erfahrungen vorbereiten zu können, hatten die AG-Leiterinnen einen Fragebogen entwickelt. Mittels der Themenblöcke »Promotionsvorbereitungsphase«, »Promotionsphase«, »Zukunftsperspektiven« und »Rückschau« wurden positive wie negative Aspekte rund um die Promotion abgefragt. Den

Vormittag nutzten wir dazu, den Fragebogen in Kleingruppen von zwei bis drei Frauen abzuarbeiten, indem wir uns die Antworten ausführlich gegenseitig vorstellten.

Mit dem Gedicht »Macht« von Adrienne Rich¹ fanden wir den Einstieg und Impuls für die anschließende gemeinsame Diskussion über die eigenen persönlichen Erfahrungen als Wissenschaftlerinnen mit der Wissenschaft und dem Wissenschaftsbetrieb. Die überwiegende Zahl der AG-Teilnehmerinnen hatte – so wurde schnell deutlich – ihre Leidenschaft für das wissenschaftliche Arbeiten relativ spät entdeckt, das heißt in der Examensphase. Zu diesem Zeitpunkt manifestierten sich meist das Interesse und die Freude an der intensiven Auseinandersetzung mit einem bestimmten Thema sowie der Spaß am Wühlen und »Brüten«, kurz: Forschen wurde entdeckt. Die meisten betonten außerdem, daß sie ihr Studium nicht mit dem konkreten Ziel einer Wissenschaftskarriere aufgenommen hätten; der Weg in die Wissenschaft sei eher zufällig verlaufen, auf keinen Fall aber stringent und konsequent beschritten worden. Dafür wurden von den einzelnen unterschiedlichste Gründe genannt. Sie reichten von Selbstzweifeln während des Studiums, die erst überwunden werden mußten, über fehlende Unterstützung und Ermutigung durch die bildungsferne Hintergrundfamilie bis hin zum Mangel an weiblichen Vorbildern an der jeweiligen Hochschule. Für alle Frauen war und ist der praktische Bezug, den die eigene wissenschaftliche Arbeit haben soll, außerordentlich wichtig. Damit verbunden wird auch oftmals die Vorstellung und der Wunsch, die eigenen Forschungsergebnisse später gesellschaftsverändernd einsetzen zu können.

Das soziale Umfeld reagiert, so konnten wir im Austausch feststellen, auf uns Promovendinnen äußerst ambivalent. Bei unseren Eltern treffen wir auf eine Mischung aus ablehnender Haltung (»Muß das denn jetzt auch noch sein?!«) und verhaltenem Stolz, den wir wenn, dann eher zufällig mitbekommen. Einige FreundInnen äußern ihre Bewunderung angesichts unseres Muts dem Abenteuer Wissenschaft gegenüber, andere lehnen das Promovieren als künstliche Verlängerung des Studierendenstatus rundweg ab und äußern offen ihr Verständnis ob des von uns eingeschlagenen Wegs (»Willst du nicht lieber ordentlich Geld verdienen?«). Unterstützung während der Promotion muß, so erleben es die meisten AG-Teilnehmerinnen, massiv eingefordert werden – egal ob es sich um Unterstützung im privat-menschlichen Bereich handelt (Eltern, FreundInnen, LebenspartnerInnen) oder um fachwissenschaftliche Unterstützung (wissenschaftliche BetreuerInnen, andere PromovendInnen, FachwissenschaftlerInnen). Insbesondere der Umgang mit WissenschaftlerInnen der eigenen Disziplin und vor allem mit jenen VertreterInnen verwandter Themenstellungen wurde und wird von

1 Siehe Beitrag Annette Erb in diesem Band.

vielen als problematisch und belastend, da von Konkurrenz geprägt, erlebt. Grundsätzlich plädierten die meisten AG-Teilnehmerinnen hier aber für die Transparenz wissenschaftlichen Arbeitens und für einen kooperativen Arbeitsstil miteinander. Beides wirke sich auf die Dauer befruchtender aus als das Bunkern und Verschweigen themenbezogener Materialien, Forschungsergebnisse und Ideen. Im positiven Gegensatz dazu stehen hier nach Meinung der meisten AG-Teilnehmerinnen die Zusammenhänge und Netzwerke, die die Hans-Böckler-Stiftung bietet. Der Austausch und das Netzwerken mit anderen StipendiatInnen der Stiftung sowie das Gefühl einer grundsätzlich solidarischen Haltung der StipendiatInnen zueinander wurden und werden als individuell bereichernd und als wichtig erlebt.

Nach der gemeinsamen Reflexion über die Zeit vor und während der Promotion, stellten wir die Auseinandersetzung mit Fragen hinsichtlich unserer persönlichen Strategien im Umgang mit Wissenschaft sowie nach unseren Zukunftsperspektiven innerhalb und außerhalb des Wissenschaftsbetriebs zunächst zurück. Als neue Diskussionsgrundlage referierte Annette Erb Ergebnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung zu geschlechterunterschiedlichen Karriereverläufen von WissenschaftlerInnen. Zunächst gab sie einen kurzen historischen Abriß zur Geschichte des Studiums von Frauen. Dieser verdeutlichte mir einmal mehr, wie wenig Zeit Frauen bisher zur Verfügung hatten, um überhaupt wirksame Strategien zur Etablierung innerhalb des herrschenden Wissenschaftssystems auszuprobieren und entwickeln zu können. Weiter stellte Annette Erb eine entwicklungspsychologische Studie vor, mit deren Hilfe geschlechterunterschiedliche Sozialisationsaspekte von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie deren Selbstbild untersucht worden waren. In ihrem Vortrag arbeitete Annette Erb außerdem die differierenden Lebenssituationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowohl im privaten als auch im beruflichen Bereich heraus. Sie machte damit neben individuellen und sozialen Widerständen, vor allem auf die noch immer bestehenden gesellschaftlichen, strukturellen und institutionellen Widerstände aufmerksam, die eine geradlinige Wissenschaftskarriere von Frauen weitgehend verhindern (hier z. B. die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die weiterhin Frauen zugeschoben wird, als »Aufstiegsfalle«). Zum Schluß präsentierte uns Annette Erb einige Rollenmodelle, die Frauen anwenden, um sich im akademischen System zu verankern, und in denen sich einige von uns wiederzuerkennen glaubten: das Einzelkämpferinnenmodell, verschiedene Abhängigkeitsmodelle wie das Partnerinnenmodell, das Mitarbeiterinnenmodell, das Teammodell, das (biologische) Vater-Tochter- bzw. Mutter-Tochter-Modell, das Protegé-Modell, das Lückenmodell in Umbruchssituationen, das Quotenmodell und schließlich das Netzwerkmodell bzw. die »weiblichen

Seilschaften»². Für die meisten von uns schien übrigens das zuletzt genannte – das Netzwerkmodell bzw. die »weibliche Seilschaft« – das weitaus sympathischste und überzeugendste zu sein (wenn auch aufgrund der bestehenden strukturellen Machtlosigkeit von Frauen das bisher leider immer noch wirkungsloseste).

In der Schlußrunde trugen wir dann die eigenen bereits praktizierten und möglichen zukünftigen Durchsetzungsstrategien von Frauen in Wissenschaft und Forschung zusammen. Genannt wurden

- die möglichst aktive Teilnahme an regionalen und überregionalen Fachtagungen, Kongressen, Workshops etc. Ein eigener Vortrag etwa kann dazu dienen, sich und das eigene Forschungsprojekt zu präsentieren und die eigenen Kompetenzen sichtbar zu machen. Eine Teilnahme ist auch hilfreich, um Kontakte zu knüpfen und zu pflegen;
- die Mitgliedschaft in fachwissenschaftlichen berufsständischen Organisationen, um Kontakte herzustellen und um interne Informationen zu erlangen;
- der Aufbau und die aktive Nutzung eigener Netzwerke, um einen Ausgleich für das weitgehend isolierte Arbeiten während der Promotion zu schaffen und um Zugang zu »Kraftquellen« für eventuelle Durststrecken zu haben;
- das Publizieren eigener Artikel – wenn möglich bereits während der Promotionsphase –, um sich damit »einen Namen zu machen«;
- das Herstellen berufspraktischer Bezüge (z. B. über Praktika, Mitarbeit in einschlägigen forschungsrelevanten Projekten), und schließlich
- das Nutzen der »Neuen Medien« (eigene Homepage erstellen, Mailing-Listen nutzen etc.).

Einige der AG-Teilnehmerinnen woll(t)en ihre wissenschaftliche Orientierung jedoch nicht ausschließlich und um jeden Preis am herrschenden Wissenschaftssystem ausrichten. Sie konnten/können sich wissenschaftliches Arbeiten und intellektuelle Auseinandersetzung durchaus auch in alternativen, außeruniversitären Wissenschaftszusammenhängen vorstellen. So bewerteten einige Frauen die eigenen ethischen Ansprüche an die Wissenschaft (gesellschaftspolitische und -verändernde Rückkopplung von Forschung und Wissenschaft, keine Elfenbeinturmwissenschaft) höher als eine – wie es eine AG-Teilnehmerin treffend formulierte – »Wissenschaft um der Titel willen«.

2 Vgl. dazu ausführlich den Beitrag von Annette Erb.

AG DRITTMITTELBEANTRAGUNG

Susanne Hildebrandt

Das wiederzugeben, was die Referentin Johanna Kootz von der Zentraleinrichtung Frauenstudien/Frauenforschung der Freien Universität Berlin uns an Informationen zu Drittmittelbeantragung vermittelte, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ich möchte in diesem Bericht einige Stichpunkte aus der Arbeitsgruppe aufnehmen und mit persönlichen Überlegungen und Anregungen versehen.

In Ermangelung des rechten Schlüssels saßen wir an diesem Samstag mit unserer Arbeitsgruppe in einem viel zu kleinen Raum des doch eigentlich großzügigen und weitläufigen Niedersfelder ÖTV-Hauses. Die gebotene Fülle an Adressen, Finanzierungsquellen und Fördermöglichkeiten, Auswahlkriterien, Bedingungen sowie Kontakt- und Beratungsstellen zur Drittmittelbeantragung war und ist schier unüberschaubar und ließ die acht Teilnehmerinnen der AG gespannt zuhören und meist aufs Mitschreiben verzichten.

In einer ersten Runde wurden die spezifischen beruflichen und wissenschaftlichen Voraussetzungen der AG-Teilnehmerinnen sowie deren Zukunftswünsche bezüglich des weiteren beruflichen Werdegangs festgestellt. Die meisten von uns waren nicht unbedingt an einer Habilitation interessiert, was der klassische Schritt nach der Promotion sein könnte, daraus erwachsend die Notwendigkeit der Drittmittelbeantragung. Vielen schwebte eine Fortführung des Forscherinnen-Daseins in unabhängigerer Form vor, z. B. mit Auftragsforschung im Dienste eines feministischen Frauenprojekts, einer psychosozialen Beratungsstelle, eines Museums oder ähnlichem. Die Gründe dafür, daß die meisten von uns den klassischen Weg der Habilitation nicht einschlagen wollten oder konnten, wurden schnell klar: Gerade Böckler-Stipendiatinnen überschreiten oft die für eine erfolgreiche Bewerbung um eine C1-Stelle (d. i. eine Habilitationsstelle) angenommene Altersgrenze von 35 Jahren. Da sie auf ihrem bisherigen Lebens- und Berufsweg vieles »nebenher« gemacht haben, können sie nicht mit jenem »zielstrebig« Erreichen des Promotionsabschlusses aufwarten. Oder sie sind nicht eingebunden in universitäre Beziehungsgeflechte und eine Bewerbung auf eine Lehr- bzw. Forschungsstelle an der Uni verspricht ohne die Rückendeckung von einflußreichen ProfessorInnen selten Aussicht auf Erfolg. Oder sie haben »Auszeiten« etwa wegen Kindererziehung. Eine AG-Teilnehmerin, die in der DDR (aus politischen Gründen) nie eine Zulassung zum Studium erhalten hatte, konnte z. B. erst mit 28 Jahren im »vereinten Deutschland« mit dem Studieren beginnen. Auch sie hatte die Erfahrung gemacht, daß

die zumeist westdeutschen Entscheider bei Einstellungen strikt an formalen Altersgrenzen festhalten, ohne sich dabei für spezifisch ostdeutsche Biographien zu interessieren, geschweige denn, diese zu berücksichtigen. Andere von uns gaben zu bedenken, daß sie weder verbeamtet noch lebenslänglich eine solche Stelle innehaben wollten. Sie zögen eine Forschungs- bzw. Lehrtätigkeit als begrenzt zwischenzeitlichen Lebensabschnitt vor, in dem (Berufs-)Erfahrungen wissenschaftlich reflektiert und an Jüngere vermittelt würden. Sozusagen eine Zeit des Weitergebens nach Jahren des (Auf-)Nehmens und Ansammelns.

FÖRDERUNG VON FORSCHUNGSVORHABEN¹

Uns allen war klar, daß frau für die Tätigkeit des wissenschaftlichen Nachdenkens nach Ende des Stipendiums anderweitig Geldquellen suchen muß. Bei zahlreichen Förderinstitutionen kann nur eine juristische Person sich um Drittmittel bewerben. Dies ist traditionellerweise die Universität, kann jedoch auch ein unabhängiges Forschungsinstitut, eine öffentlich-rechtliche Anstalt oder ein Verein sein. Wenn also frau zunächst alleine eine gute Forschungsidee hat, dann kann der nächste Schritt dahin gehen, sich eine geeignete »institutionelle Heimat« zu suchen und dort das Forschungsprojekt an Verantwortliche für Forschung und Entwicklung heranzutragen. Sind diese dann von dem Forschungsvorhaben überzeugt und bereit dazu, es institutionell einzubinden, kann die eigentliche Suche nach etwaigen DrittmittelgeberInnen beginnen.

Vor der Auswahl potentieller Förderstellen² – für individuelle wie institutionelle Forschungsprojekte – sollte frau sich unbedingt über deren Schwerpunktprogramme und institutionelle Profile erkundigen (z. B. über Ausschreibungen, siehe etwa VW-Stiftung im Internet oder über Jahresberichte und Broschüren, die Informationen über GeldgeberInnen, bislang geförderte Projekte u.v.m. enthalten). In der Fördererlandschaft haben sich nicht nur Themenvorlieben und Arbeitsteilungen, sondern auch politische Lager herausgebildet. Je besser die eigenen Kenntnisse über potentielle GeldgeberInnen, desto größer sind die Chancen für einen erfolgreichen Antrag.

- 1 Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch insbesondere auf drei Artikel in der Dokumentation der letztjährigen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Henninger, Annette (Hrsg) (1999): *Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!*? edition der Hans-Böckler-Stiftung 16, Düsseldorf. Darin: Henninger, Annette: »Diesseits und jenseits der Stiftungen« (S.145 f.), Faulstich-Wieland, Hannelore: »Forschungsförderung durch die DFG« (S.151 f.), Dölle, Gilla: »Jenseits von Stiftungen – Akzise und mehr ...« (S.159 f.).
- 2 Genannt von vielen Förderinstitutionen seien hier: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (BML), Deutsch-Amerikanisches Akademisches Konzil (DAAK), Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Europäische Forschungsförderung, German-Israeli Foundation (GIF), Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Volkswagen-Stiftung.

Die folgenden Fragen- und Kriterienkataloge sollten dazu verhelfen, das eigene Thema und Projekt an der möglichst richtigen Stelle in der Förderlandschaft anzubieten und unterzubringen.

I. Checkliste: Adressaten/Finanzierungsquellen

ADRESSATEN/ FINANZIERUNGSQUELLEN	NOTIZEN
1. Forschungsförderung	
2. Hochschule, Fachbereich, Institut	
3. Hochschulunabhängige Forschungsinstitute	
4. Behörden, Ministerien (Bund, Länder, EU)	
5. Bundesinstitute	
6. Kommunen, kommunale Einrichtungen	
7. Freie Träger, Vereine, Verbände	
8. Industrie, Unternehmen	
9. Parteien	
10. Medien, Presse, Verlage	
11. Stiftungen, Sponsoren	

II. Checkliste: Förderbereiche

FÖRDERBEREICHE	NOTIZEN
1. Schwerpunktprogramme	
2. Sonderforschungsbereiche	
3. ForscherInnengruppen	
4. Forschungskooperationen	
5. Modellversuche	
6. Wissenschaftliche Fortbildung	
7. Graduiertenkollegs	
8. Nachwuchsqualifikation	
9. Wissenschaftlicher Austausch	
10. Publikationen	
11. Wissenschaftspreise	

III. Ziele der Forschungsförderung/Finanzierungsarten

<p>Nachwuchsförderung/ Qualifikationsförderung: Nafög, Graduiertenkollegs, Postdoc- Programme, Habil.-Förderung, wiss. Austausch</p> <p>Grundlagenforschung: Einzelprojekte, Forschungsgruppen, Forschungsschwerpunkte, Sonder- forschungsbereiche, Schwerpunkt- programme, wiss. Austausch</p> <p>anwendungsbezogene Forschung/ Auftragsforschung: Einzelprojekte, Modellprojekte, Gutachten etc.</p> <p>Verbesserung der Forschungsinfrastruktur: Bibliotheks- und Archivprogramme, Baumaßnahmen, Großgeräte</p>	<p>Stipendien, Reisekosten, Sachmittel, Personalkosten, Druckkosten</p> <p>Stipendien, Personalmittel, Sachkosten, Betriebs- und Investitionskosten, Reisekosten, Forschungspreise</p> <p>Personalmittel, Sachmittel, Honorare, Werkaufträge, Druckkosten</p> <p>Personalmittel, Sachmittel, Investitions- mittel</p>
---	--

Für weitere Hinweise und Ratschläge zu Fördermöglichkeiten und Antragstellung empfiehlt sich vielleicht sogar eine Reise nach Berlin zur

Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin
Königin-Louise-Str. 34
14195 Berlin
Telefon: 030-838 33 78 Fax: 030-838 61 83
Öffnungszeiten: Di 14-17 Uhr, Mi 10-18 Uhr, Fr 10-12 Uhr

Eigentlich dürfen nur Angehörige der FU Berlin kostenlos beraten werden. Wer aber eine entsprechende Einrichtung an der Heimatuni bzw. am Heimatort vermißt, darf sich (nach vorheriger telefonischer Absprache) an die Zentraleinrichtung der FU Berlin wenden. Dort berät Johanna Kootz (Direktwahl: 838 62 55; E-mail: jokootz@zedat.fu-berlin.de) gezielt zu speziellen Fragen der Förderung. Ihre Kollegin Anita Runge (Direktwahl: 838 24 82) ist für Publikationsförderung zuständig. Frau Dr. Anette Schade wird als Spezialistin für EU-Projektanträge empfohlen.

Nicht zuletzt gilt es beim Abfassen eines Förder- bzw. Drittmittelantrages zu bedenken, daß GutachterInnen z. B. häufig ehrenamtlich arbeiten, arbeitsüberlastet und DauerleserInnen sind. Wer auch immer beruflich mit der Bearbeitung von Forschungs- und Fördermittelanträgen befaßt ist, freut sich über knappe, präzise Formulierungen und saubere, übersichtliche Darstellungen. Schließlich sollte auch die Schriftgröße nicht zu klein gewählt werden.

PREISE

Anstatt *ex ante* Geld für ein bevorstehendes Forschungsprojekt zu beantragen, gibt es auch die Möglichkeit, sich *ex post* eine geleistete Arbeit »honorieren« zu lassen, z. B. mit einem Preis. Jährlich werden Preise von verschiedenen Institutionen³ für bestimmte wissenschaftliche Leistungen ausgeschrieben. Bei manchen wird die persönliche Bewerbung gewünscht, bei anderen ist es notwendig, von dritter Seite vorgeschlagen zu werden. Die Preishöhe liegt i.d.R. bei 10.000 – 20.000 DM. Neben dem Geldsegen hat der Preis den zusätzlichen Vorteil, daß eine Preisträgerin einen dicken Bonus im Lebenslauf hat und sich von der Masse abhebt. Somit wird es wiederum leichter, an Drittmittel heranzukommen – nach dem Motto: Wer hat, dem wird gegeben.

PROJEKTMITTEL UND TEILZEITSTIPENDIEN

Drittmittel lassen sich auch für Tagungen, Workshops, Konferenzen, Auslandsreisen u.a. beantragen. Ein Habilitationsstipendium⁴ wird u. U. auch als Teilstipendium gewährt.

³ Auswahl von Preisverleihern: Preise der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Wissenschaftspreis 2000 der Deutschen Akademie für Flugmedizin, Innovationspreis 2000 der Mannesmann Mobilfunk-Stiftung, Woitschach-Forschungspreis 2000 der Ellen-und-Max-Woitschach-Stiftung.

⁴ Stipendien werden z. B. auch über die Förderprogramme Frauenforschung der Länder vergeben oder über die Gerda Henkel Stiftung das Lisa Maskell Stipendium.

Dies könnte gerade für Kandidatinnen mit »Böckler-Profil« interessant sein, die einen Berufs- und Praxisbezug nicht missen möchten. Es wäre also durchaus machbar, halbtags zu forschen und einer Halbtagsbeschäftigung nachzugehen oder sich Kindern zu widmen.

Ungelöstes Problem dabei stellen die nur halb geleisteten Renten- und Sozialabgaben dar. Ich persönlich lege daher (potentiellen) Teilzeit-Wissenschaftlerinnen als eine Lösungsmöglichkeit u.U. den Gang zum Standesamt nahe, insbesondere wenn Kinder da sind. Die Altersarmut ist weiblich und Männer haben eine kürzere Lebenserwartung. Als hochdiplomierte Witwe könnte frau die eigene magere Rente durch ihren Anspruch auf die des Verflossenen aufbessern (sofern sich die Gesetzeslage bis dahin nicht ändert).

Völlig widersinnig ist die Regelung des Kinderbetreuungszuschlags bei DFG-Habiliationsstipendien. Wird hier ein Teilstipendium in Anspruch genommen, so wird der Kinderbetreuungszuschlag entsprechend gekürzt. Wenn also die Habilandin in einem bestehenden Dienst- oder Arbeitsverhältnis die Arbeitszeit reduziert, und zur Arbeit an ihrer Habilitation in der anderen Zeit ein Habil-Teilstipendium in Anspruch nimmt, bekommt sie am Ende nur insgesamt einen halben normalen Kinderbetreuungszuschlag. Logischerweise braucht aber eine Frau mit Kind(ern), die halbtags berufstätig ist und halbtags forscht, eine ganztägige Betreuung, die sie entsprechend bezahlen muß. So fragt frau sich, ob die Verantwortlichen der Förderinstitutionen die Grundrechenarten (nicht) beherrschen oder nachwuchsfeindlich – in bezug auf zu fördernde Frauen und Kinder – sind. Die Zielsetzung des Habil-Programms der DFG jedenfalls sieht vor, daß »insbesondere auch Wissenschaftlerinnen ermutigt werden (sollen), nach der Promotion ihre wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen und die Habilitation anzustreben.«

Schließlich sind die Zeiten bei uns für forschungswillige Frauen und potentielle Habilandinnen nicht ganz schlecht. Der politische Wille zur Erhöhung des Frauenanteils in führenden Positionen spiegelt sich in der Einführung von Frauenförderprogrammen wider. Auch in der Wissenschaft wird dieser Wille artikuliert. Wo der Druck hoch ist, die politischen Vorgaben in Bereichen wie Universitäten und Förderinstitutionen, an denen Frauenförderprogramme laufen, einzuhalten, hat dies positive Folgen in der Praxis der Mittelvergabe.

Nun taucht aber die Klage auf: »Ja, wir würden gerne mehr Frauen haben, aber die wollen ja nicht.« Meines Erachtens stellt die Einsicht in und Gewährung von selbstverständlich ganztägiger Kinderbetreuung einen wesentlichen Schritt dar, um diesem (angeblichen) Mißstand Abhilfe zu schaffen. Manche Frauen, ob mit oder ohne Kindern, mögen auch andere individuelle Lösungen oder Nischen für ihr Weiterkommen, ihre Qualifizierung und Integration in den wissenschaftlichen Arbeitsmarkt finden. Für mich

hat sich bezüglich Wissenschaft – Frau – und Kind(ern) gezeigt: Kaum eine andere berufliche Tätigkeit lässt sich besser mit Kindern vereinbaren als die wissenschaftliche, denn sie bietet flexible Arbeitszeiten, geringe Präsenzpflicht und Ortsungebundenheit. In diesem Sinne: Frauen forscht wie, wo und was die Drittmittel hergeben!

LITERATURAUSWAHL ZUR BEANTRAGUNG VON DRITTMITTELN UND INFORMATIONEN ZUR FORSCHUNGSFÖRDERUNG

- CD ROM: FrauenNetze 98/99. Produktion und Verlag: Helga Dickel (Carolina Brauckmann, Marienplatz 4, 50676 Köln, Tel. 0221-2408675,
E-mail: die.media@edina.xnc.com; <http://www.diemedia.de>
- Branderhorst, Petra (1997): The WISE Guide to fundraising. Women's studies research and the European Union. Utrecht.
- Bundesverband Deutsche Stiftungen (1997): Verzeichnis der deutschen Stiftungen.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.) (1996): Hinweise für Antragsteller. Fördermöglichkeiten und Voraussetzungen. Bonn.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft: DFG Jahresberichte (1996): Bd. 1: Aufgaben und Ergebnisse. Bd. 2: Programme und Projekte. Bonn.
- Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) (1998): Studium, Forschung, Lehre im Ausland. Förderungsmöglichkeiten für Deutsche. Akademisches Jahr 1999/2000. Bonn.
- Deutsches Studentenwerk e.V. (Hg.) (1991): Förderungsmöglichkeiten für Studierende, 9. überarb. Aufl. Bad Honnef.
- Dittrich, Sabine u. a. (1998): Das Studienwerk der Heinrich-Böll-Stiftung. Handbuch der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten. Berlin.
- Forschungsförderungsinformationen für die Berliner Universitäten (1997): Abt. VI der FU, 6. Auflage. Berlin.
- Freie Universität (FU) Berlin, Abteilung VI (1996): Möglichkeiten der Promotionsförderung. Stipendien und Dissertations-Preise. Berlin.
- Großkreutz, Peter (Hg.) (1998): Forschungshandbuch 1998. 3. aktualisierte Aufl., Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Weiterbildung. Mainz.
- Henninger, Annette (Hg.) (1999): Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht! – Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.
- Herrmann, Dieter (1995): Geld fürs Studium und die Doktorarbeit. Frankfurt/M.

- Ihlefeld-Bolesch, Heli / Krickau-Richter, Liselotte / Messering-Funk, Birgit (1994): Frauenförderprogramme. EU, Bund, Länder, Private Wirtschaft. Bonn.
- Kommission zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen (KFN) an der FU Berlin (1992 ff.): Berichte. Berlin.
- Löffler, Klaus (Hg.) (1995): Förderprogramme für Frauen in der Europäischen Union. Europäisches Parlament, Informationsbüro für Deutschland. Bonn.
- Macenata Stiftungsführer (1996). München.
- Muijlwijk, Margreet van (1999): Funding and private resources for women and gender studies. Utrecht.
- Plöger, Lydia u. a. (Hg.) (1998): Forschungs- und Stipendienwegweiser für Frauen. Universität Bielefeld, Büro der Frauenbeauftragten. Bielefeld.
- Seidenspinner, Gerlinde und Gundolf (1994): Durch Stipendien studieren. Stipendien, Förderungsmöglichkeiten, Studiendarlehen, Auslandspraktika. 18. Aufl. München.
- Senatsverwaltung Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen (Hg.) (1994): Förderprogramm Frauenforschung des Senats von Berlin.
- dies. (1996): Jahresberichte.
- dies. Richtlinien für das Förderprogramm Frauenforschung des Senats von Berlin.
- Stifterverband der Deutschen Wissenschaft (Hg.) (1998): Stipendienstiftungen (Faltblatt). Essen.
- Volkswagen-Stiftung (1997 ff.): Bericht. Hannover.
- dies. (1995): Informationen für Antragsteller. Hannover.

HABILITIEREN ODER NICHT – DAS IST DIE FRAGE

Mechthild Kiegelmann

Auch in diesem Jahr hatte ich angeboten, eine Arbeitsgruppe für habilitierende Frauen zu organisieren und zu moderieren. Leider stellte sich heraus, daß sich nur eine einzige Interessentin für die AG fand. Wir beschlossen spontan, statt einer ganztägigen Arbeitsphase in der Mittagspause ein kürzeres Informationsgespräch über die Situationen habilitierender Frauen durchzuführen.

Beim Mittagessen fanden sich dann doch noch weitere Frauen, die an einer Diskussion über Habilitationen interessiert waren. So saßen wir dann ungefähr zu sechst an einem Tisch und diskutierten über das Für und Wider von Habilitationen im allgemeinen sowie über die spezifischen Situationen verschiedener Frauen in der Habilitationsphase. Gefärbt durch meine eigene Entscheidung *für* eine Habilitation und meine Erkenntnisse aus einer kleinen Umfrage über habilitierende Frauen in Berlin (z. Zt. noch ein unveröffentlichtes Manuskript), konnte ich zunächst einige Informationsfragen beantworten.

Wir besprachen Fragen wie: Kann ich mich später auch an der Universität auf eine Professur bewerben, an der ich mich habilitiert habe? Die Antwort dazu ist: nein, denn es gibt ein sogenanntes »Hausberufungsverbot«, das den Ruf auf eine Professur an der habilitierenden Universität nicht zuläßt. Möglich wäre nur, im späteren Leben von einer anderen Professur an einer anderen Universität wieder zurückberufen zu werden.

Wir haben auch darüber nachgedacht, ob es heute überhaupt noch Sinn macht, eine Habilitation anzustreben. Meine persönliche Einstellung und Antwort dazu ist, daß es heute durchaus noch eine ernstzunehmende Möglichkeit für die Karriereplanung ist, mit einer Habilitation zu beginnen. Da jedoch innerhalb der deutschen Wissenschaftspolitik langfristig die Abschaffung der Habilitationen geplant zu sein scheint, gehe ich davon aus, daß es vorkommen kann, daß einige habilitierende Frauen sich noch vor Abschluß der Habilitation auf freiwerdende Professuren bewerben können und sollten. Diese Strategie hat den Vorteil, sich nicht direkt nach der Dissertation auf Professuren bewerben zu müssen, um dann als zu jung und unerfahren abgewiesen zu werden. So bleiben die Wissenschaftlerinnen nicht zu stark fixiert auf eine großangelegte Habilitationsstudie, die nur in Form einer umfangreichen Monographie abgeschlossen werden kann. Nach Fertigstellung einer Monographie könnte mittlerweile die Habilitation

abgeschafft sein und die Kandidatin dann als zu alt gelten. Dabei würde sie leicht und gegenüber frisch promovierten Kandidaten und Kandidatinnen benachteiligt sein.

Zur Information über die genauen Regelungen der Habilitationsverfahren kann ich nur auf die jeweiligen Habilitationsordnungen der Universitäten verweisen. Diese sind zum Teil im Internet veröffentlicht oder können bei den Dekanaten der Fakultäten angefordert werden. Mittlerweile werden nicht nur wissenschaftliche Leistungen erwartet, sondern es soll auch ein Nachweis zur Lehrfähigkeit erbracht werden. Wie dieser Nachweis im einzelnen erfolgt, erscheint mir sehr unterschiedlich geregelt zu sein. An der Freien Universität Berlin z.B. besteht die Forderung, in einem Semester zwei Veranstaltungen gleichzeitig durchführen zu müssen. Hier wurde also ein quantitativer, nämlich abzählbarer Nachweis eingeführt.

Gerne würde ich eine Diskussion um Sinn und Unsinn von Habilitationen innerhalb der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS weiterführen. Trotz der in diesem Jahr etwas geringen Nachfrage nach einer Habil-AG plane ich, auch bei der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2000 wieder eine solche anzubieten. Die Chance für Alt-Stipendiatinnen, sich auch weiterhin innerhalb der Stiftung wissenschaftlich zu vernetzen, halte ich für äußerst attraktiv und kann deshalb nur dafür werben. Ich hoffe, daß sich in der Zukunft habilitierende Frauen bei den Wissenschaftlerinnen-Werkstätten der HBS in einer Habil-AG vernetzen und sich dort gegenseitig inhaltsliches Feedback für ihre Forschungsarbeiten geben.

ANTIRASSISTISCH ODER KARRIEREBEWUSST? WARUM DIESE FRAGE FALSCH GESTELLT IST – UND WELCHE FRAGEN ZU STELLEN SIND

ÜBERLEGUNGEN ZUM THEMA RASSISMUS AUF DER WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT

Esther Burkert

I. RASSISMUS MACHT RASSISMUS UNSICHTBAR

Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 1999: AG-Thema Macht und Rassismus. Eine Teilnehmerin erzählt, daß sie nun endlich eine Stelle an einer deutschen Universität hat. Zuvor hat sie in den USA studiert. Ihre Freundinnen und Bekannten von dort haben ihr gratuliert. Und eine schwarze Freundin, die inzwischen Professorin an einem College ist, hat gefragt, ob sie die Programme zu »Rassism in the Classroom« nun auch in Deutschland ausprobieren und anwende. Sie hat gestutzt. Nein. Denn im Gegensatz zu den USA, wo Studierende verschiedenster Herkunft aus unterschiedlichsten ethnischen Gruppen miteinander studieren, werden die Veranstaltungen an der deutschen Hochschule fast ausschließlich von deutschen, weißen Studierenden besucht. Selten sind MigrantInnen, auch MigrantInnen der zweiten Generation an deutschen Universitäten. Austauschstudierende kommen vorzugsweise aus EU-Ländern und den USA.

»Rassism in the Classroom« kann nicht auf dieselbe Art wie in den USA thematisiert werden. Beziehungen von Studierenden verschiedener Herkunft können nicht angesprochen und reflektiert werden. Denn Ausgrenzung und Diskriminierung in Deutschland beginnen weit vor der Tür zum Seminarraum.

Deutschland ist kein Einwanderungsland, sondern ein Land, in dem Politik gegen EinwandererInnen gemacht wird. MigrantInnen leben inzwischen in der dritten Generation in diesem Land, aber die wenigsten machen eine Ausbildung an einer deutschen Hochschule. Einschränkungen von Aufenthaltsgenehmigungen und staatliche Verordnungen machen es vielen ohne deutschen Paß unmöglich, zu studieren. Auslandsabschlüsse werden nicht anerkannt, Studiengenehmigungen nicht erteilt, wer aus einem Nicht-EU-Land kommt und studieren will, muß mindestens 10.000 DM auf dem Konto vorzuweisen haben, zügigst im Studium vorankommen und darf auf keinen Fall staatli-

che finanzielle Leistungen in Anspruch nehmen – sonst droht Abschiebung. Vielen ist nach dem Studienabschluß, auch wenn sie eine Stelle gefunden haben, die Abschiebung sicher – erst ein Jahr nach Abschluß darf zur Aufnahme einer Arbeit wieder eingereist werden. Der einzige und oft problematische Ausweg, um einen dauerhaften Aufenthaltsstatus in Deutschland zu erlangen und hier leben und arbeiten zu können, ist die Eheschließung mit einem / einer Deutschen. Berufliche und fachliche Interessen weiterzuverfolgen und sich dauerhaft eine Existenz aufzubauen, ist für diejenigen, die keinen deutschen Paß haben, um vieles schwieriger, oft sogar unmöglich.

Der Rassismus außerhalb des Seminarraums wirkt in die Universitäten hinein. Seminare sind so selbstverständlich deutsch in ihrer Zusammensetzung, daß weitere Fragen ausgeblendet werden. Ausgrenzung durch Rassismus hat zur Folge, daß gar keine Debatte mehr über Rassismus im abgegrenzten Raum stattfindet. So macht Rassismus Rassismus unsichtbar.

Auf den Fluren der Universitäten hängen Plakate, die deutsche Studierende dafür werben sollen, »weltweit«, »global« und »international« zu studieren. Auslandsaufenthalte werden für die Karriere empfohlen, gleichzeitig aber immer höhere Barrieren für »Inlands«aufenthalte von »AusländerInnen« aufgebaut, wenn sie nicht aus EU-Ländern oder den USA kommen. Wer im rassistischen Sinne »AusländerIn« ist, wer erwünscht ist und wer nicht, für diese Zuordnung spielen auch ökonomische Gründe und Ziele eine Rolle. Es wird z. B. diskutiert, ob nicht die Erhöhung des Anteils ostasiatischer Studierender, v. a. aus China, angestrebt werden soll, um deutsche Wirtschaftsinteressen besser durchsetzen zu können.

II. FRAUENFÖRDERUNG = DEUTSCHE FRAUEN FÖRDERUNG?

Wie viele deutsche Studierende wissen überhaupt, wie schwierig es ist, hier ohne deutschen Paß zu studieren?

Während Frauenförderung in aller Munde und an deutschen Hochschulen immerhin institutionalisiert ist, gibt es keinerlei Programme für Studierende diskriminierter ethnischer Gruppen, die mit den »equal opportunity programs« in den USA vergleichbar wären. Welche Frauen sind gemeint, wenn von »Frauen«förderung an deutschen Hochschulen – oder auch in der Hans-Böckler-Stiftung – die Rede ist? Fast immer geht es darum, die Position deutscher weißer Frauen zu verbessern – weniger Studienabbrüche, mehr Mittelbaustellen, mehr Promotionen und mehr Professuren.

Eine Germanistin aus der Ukraine bekommt ihr abgeschlossenes Hochschulstudium lediglich dem deutschen Abitur gleichwertig anerkannt und muß mit dem Grundstu-

dium von vorne beginnen. Einer promovierten Sinologin wird von Seiten der deutschen Professorenschaft erklärt, sie habe keine Aussicht auf eine Hochschulstelle, da ChinesInnen zu wenig von chinesischer Sprache verstünden. Sind das keine Fragen von Gleichstellungspolitik an deutschen Hochschulen? Es muß gefragt werden, wen Gleichstellungspolitik, die rassistische Diskriminierung ausklammert, mit wem gleichstellen will: »Frauen« mit »Männern« – oder »deutsche Frauen« mit »deutschen Männern«? Während männliche Privilegien offensiv in Frage gestellt werden, bleiben Privilegien aufgrund von Herkunft und StaatsbürgerInnenschaft unangetastet. Ruth Frankenberg beschreibt, wie schwer es sein kann, das Privilegiertsein als Weiße überhaupt ins Bewußtsein zu bringen:

»Sehr häufig, besonders jedoch in Zeiten und Orten, wo eine rassistische Ordnung relativ stabil ist, wird sie für ihre weißen BürgerInnen-Subjekte häufiger durch Hegemonie als durch Zwang aufrechterhalten, wie männliche Privilegien werden weiße Privilegien eher als gegeben hingenommen als benannt, und für ihre NutznießerInnen sind sie eher unsichtbar als sichtbar. Vom Standpunkt der Begünstigten aus wird rassistische Dominanz nur dann bewußt, wenn sie in Frage gestellt wird. Wie ich Studierenden jahrelang erklärt habe, besteht Rassenprivilegierung in der Erfahrung, nicht ins Gesicht geschlagen zu werden. Es ist eher die Erfahrung, durch eine automatische Glastür hindurch zu gehen, als in sie hinein zu gehen. Es ist die Erfahrung, daß die eigene Person neutral, normal und normativ ist.« (Ruth Frankenberg 1996: S.56)

Als deutsche Stipendiatinnen sind wir durch die Glastüren deutscher Universitäten und der Hans-Böckler-Stiftung gekommen ... nehmen wir wahr, wo für andere Stolpersteine, verschlossene Türen und undurchdringbare Mauern sind?

WIE SIND UNSERE RÄUME WEISS UND DEUTSCH GEWORDEN – UND WAS KÖNNTE BEWIRKEN, DASS SIE NICHT SO BLEIBEN?

Strukturelle Schranken verhindern die Auseinandersetzung mit »Rassism in the Classroom« an deutschen Universitäten. Zunächst einmal muß der Classroom überhaupt geöffnet werden. »Die erste, entscheidende Frage, die wir uns selbst und auch jenen von uns stellen sollten, die weiß sind und den Eindruck haben, in vollkommen weißen Räumen aufgewachsen zu sein, muß also lauten: ›Wie wurden diese Räume vollkommen weiß und was bewirkt, daß sie vollkommen weiß bleiben?««, formuliert Ruth Frankenberg (1996: S.56).

Und wie sieht es mit »Rassism in the Wissenschaftlerinnen-Werkstatt« aus? Was bewirkt die »vollkommene Weißheit« dieses Raums und erhält sie aufrecht?

Encarnación Gutiérrez Rodríguez hält ein Eröffnungsreferat auf der Werkstatt zum Thema »Intellektuelle Migrantinnen in der BRD«. Der Vortrag weckt großes Interesse, es wird nachgefragt, applaudiert. Gutiérrez Rodríguez stellt dar, daß die meisten Migrantinnen keine Anbindung an wissenschaftliche Institutionen haben. Im Publikum sitzen Intellektuelle, Frauen, deren Promotion von der Hans-Böckler-Stiftung u.a. aus Mitteln des Bundesforschungsministeriums gefördert wird. Unter den über 40 Frauen eine einzige, die deutlich macht, daß sie Migrantin ist. Alle anderen scheinen deutsche Frauen mit deutschen Pässen, aus deutschen Herkunftsfamilien zu sein. Wer wird von der Stiftung gefördert? In der Runde herrscht Unklarheit über Förderkriterien und Förderprivilegien. Klar aber wird, daß es weder von Stiftungs- noch von StipendiatInnen-Seite aus Bestrebungen zur gezielten Anwerbung und Aufnahme von Migrantinnen und Migranten gibt, die in irgendeiner Weise vergleichbar wären mit den Bemühungen um (deutsche) Frauenförderung. So zeigt denn auch die Förderstatistik von 1998, daß insgesamt 46,1% der HBS-StipendiatInnen Frauen sind, der Anteil an AusländerInnen unter den Geförderten aber gerade einmal bei 6,3 % liegt – damit sogar geringer ist als der AusländerInnenanteil in der Bevölkerung (um die 10%). Besonders schlecht schneiden in der WissenschaftlerInnen-nachwuchsförderung Promotionskollegs ab: Es ist nur eine NichtdeutschEr unter 54 PromovendInnen im Kolleg (das entspricht 1,8%), wohingegen immerhin 22 von 232 PromovendInnen außerhalb von Kollegs keinen deutschen Paß haben (9,48%).

Während einer der Mittagspausen auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wird ein Treffen angesetzt. Es geht darum, zusammenzutragen, welche Förderkriterien die Hans-Böckler-Stiftung anwendet, und wie es mit einer aktiven Förderpolitik für MigrantInnen aussieht. Es kommen gerade zwei Frauen zum Treffen. Im Verlauf der weiteren Tagung wird nicht weiter nachgefragt, was die Gruppe erarbeitet hat. Eine Teilnehmerin, die auch im stipendiatischen Leitungskollektiv der Stiftung sitzt, will das Thema auf der nächsten PromovendInnentagung zur Sprache bringen, wenn es um Förderkriterien geht.

Auf der PromovendInnentagung zwei Monate später steht das Thema »Förderung von Nichtdeutschen« tatsächlich auf der Tagesordnung. Inzwischen sind die Förderkriterien verändert und Hürden abgebaut worden. Früher mußte für die Antragstellung eine Aufenthaltsgenehmigung vorgelegt werden – die Aufenthaltsgenehmigung aber wiederum war an den Studierendenstatus gebunden. Dieses Hindernis wurde abgeschafft. Die Initiative dafür ging allerdings nicht direkt von der Stiftung aus, sondern vom Bundesministerium.

Wäre die Diskussion und vielleicht die gesamte Werkstatt anders verlaufen, wenn zumindest mehrere Migrantinnen anwesend gewesen wären? Aber dafür und davor müßte eine aktive Förderpolitik innerhalb und außerhalb der Stiftung betrieben werden. Empowerment und Action für Equal Opportunity kann nicht heißen, im eigenen Raum und Saft zu verbleiben und sich zu wundern, daß sich »bei uns« ja noch gar niemand gerührt oder gar beschwert hat.

Am Vorabend der Werkstatt bin ich im Tagungshaus mit einer Gruppe von ÖTV-Vertrauensleuten vom Flughafen Düsseldorf zusammengesessen. »Hans-Böckler-Stiftung – da zahlt unser Gewerkschaftsboß doch immer seine Gelder hin. Ach, ihr seid das! Was macht ihr denn damit?« Unter den Vertrauensleuten sind einige Kurden und Türken, sie fragen mich, ob die Stiftung denn auch Ausländer und Ausländerinnen fördert. Nun, auf unsere Tagung werden nicht viele kommen, muß ich antworten.

Diskriminierung in Strukturen – Hochschulstrukturen und Stiftungsstrukturen – setzt sich fort und reproduziert sich, wenn nicht aktive Strategien dagegen entwickelt werden.

Aber woraus und wie diese aktiven Strategien entwickeln?

FRAUENFÖRDERUNG UND ANTIASSISMUS: ZWEI FORDERUNGEN, DIE NICHT VONEINANDER ZU TRENNEN SIND

Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 1999:

Acht unterschiedliche Arbeitsgruppen werden gleichzeitig angeboten. Die Teilnehmerinnen haben die Wahl zwischen thematisch-inhaltlicher Auseinandersetzung und informations- und strategiebezogenem Angebot. Die Entscheidung fällt eindeutig aus: zu den inhaltlich-theoretischen Workshops über die Themen »Macht«, »Nationalsozialismus« und »Rassismus« tragen sich gerade einmal vier Frauen ein – insgesamt. Ich hatte den Rassismusworkshop angeboten. »Bist du enttäuscht, Esther?« werde ich gefragt.

Das Interesse ist groß, wenn es um einen eigenen Platz an der Sonne geht, um den eigenen Kampf um Anerkennung und um meinen Ort im Wissenschaftsbetrieb. Wenn es aber um die Frage geht, wer in meinem Schatten steht, wen ich ausgrenze und nicht anerkenne aufgrund meiner Privilegien, wird es schwieriger. Aber ich sollte meinen moralischen Zeigefinger einpacken. Nicht nur, daß er nicht wirkt. Antirassismus oder Rassismus sind keine Fragen »höherer Moral«.

Themen wie Rassismus oder die Auseinandersetzung mit dem NS sind auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt nicht gerade auf Begeisterung gestoßen und lösten

wenige Diskussionen aus. Das Wort Rassismus ist im Raum – und schon scheint mir eine ganz andere Stimmung zu herrschen, als wenn es um die Benachteiligung von Frauen geht; von der wir alle betroffen sind und, deren Überwindung, dessen sind wir uns sicher, Lust, Raum, Anerkennung und am besten noch Stellen bringt. Wird die Rede auf Rassismus gebracht, so sind meist die Nichtantworten gewiß: betretenes Schweigen, Nachvorneverteidigung oder Schuldbekenntnisse; auch Tränen und Selbstmitleid oder die Bekundung, selbst doch auch als Frau oder gar als Deutsche Nachteile gespürt zu haben; sehr oft rasche Themenwechsel – und die Diskussion ist am Ende, bevor sie angefangen hat.

Auseinandersetzung mit Rassismus scheint ein moralisches Problem zu sein. Wenn überhaupt ein Nachdenken darüber aus einer distanzierteren Haltung stattfindet, dann nicht, weil ich es unmittelbar muß oder gar will, sondern weil ich es mir für mein Gutsein leisten kann. Cherríe Moraga und Gloria Anzaldúa drücken dies in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Sammelbandes »This bridge called my back« so aus: »As third world women we clearly have a different relationship to racism than white women, but all of us are born into an environment where racism exists. Racism affects all of our lives, but it is only white women who can afford to remain oblivious to these effects. The rest of us have had it breathing or bleeding down our necks.« (1981, S. 82)

Es geht um Ausgrenzungsmechanismen und uns darin – und nicht darum, ob ich zu den goodies oder baddies gehöre. Karrieregeil oder antirassistisch? Das ist eine falsch gestellte Frage, auf die wir nie eine richtige Antwort bekommen können. Der Wunsch, Anerkennung zu erfahren, wissenschaftlich arbeiten zu wollen, sich Möglichkeiten dazu zu erkämpfen und dabei auch die persönliche Biografie zu reflektieren, ist nicht verwerflich; genausowenig, wie gegen die eigene Benachteiligung als Frau anzugehen. Doch zugleich existiert die Benachteiligung aufgrund von Paß und Herkunft.

Ein grundsätzliches Problem ist die Trennung, die sich in unserem AG-Angebot widergespiegelt hat und die wir reproduziert haben:

- Getrennt voneinander werden das Engagement gegen die Diskriminierung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb und Strategien gegen rassistische Diskriminierung.
- Die Reflexion der eigenen Biografie steht unverbunden neben der Theoriebildung zu Rassismus.
- Der Erwerb von Handlungsfähigkeit und die Überwindung des Opferstatus als Frau scheinen unvereinbar zu sein mit einer Auseinandersetzung über den eigenen Status als Privilegierte.

Hier kann keine Lösung im Denken und Handeln von Entweder/Oder liegen. Die Frage nach Antirassismus oder Frauenförderung ist also keine Frage nach Alternativen. Und

ich denke, die Teilnehmerinnen der Werkstatt hatten keine Alternative zu der Wahl, die keine war.

Es geht darum, die Fragen nach der eigenen Position mit den Fragen nach gesellschaftlichem Rassismus miteinander zu verbinden. Und es geht darum, Fragen überhaupt stellen zu können, einander fragen und einander antworten zu können. Dafür ist Frauenförderung, die nicht nur die Förderung deutscher Frauen ist, in der Stiftung Voraussetzung. Ein erster Schritt wurde mit der Überarbeitung der Förderkriterien gemacht. Aber der Abbau rechtlicher Barrieren ist nur ein Teil von tatsächlicher Antidiskriminierungspolitik. Ein zweiter ist es, MigrantInnen gezielt anzusprechen und für die Stiftung zu gewinnen. Und ein dritter, Ideen für aktive Förderpolitik zu entwickeln und durchzusetzen.

LITERATUR

- Frankenberg, Ruth (1996): Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus. In: Fuchs, Brigitte / Habinger, Gabriele: Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Promedia, Wien. S. 51-66.
- Hans-Böckler-Stiftung (1998): Jahresbericht.
- Moraga, Cherríe / Anzaldúa, Gloria (Eds.) (1983): This Bridge Called my Back. Writings by Radical Women of Color. Kitchen Table, New York.

AG FRAUEN UND NATIONAL- SOZIALISMUS

GEDANKEN ZU EINER AG – DIE NICHT STATTGEFUNDEN HAT

Susanne Schön

Auch wenn die auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt angekündigte AG mangels Interesse nicht stattgefunden hat, sollen an dieser Stelle einige Worte über das Thema »Frauen und Nationalsozialismus« Anregungen und Interesse zur weiteren Beschäftigung mit dieser Thematik geben.

Die unter NS-Ideologie erfolgte Hinführung der Bevölkerung auf den bevorstehenden Krieg unterschied sich geschlechtsspezifisch. Nach nationalsozialistischer Auffassung war er zunächst eine Sache der Männer. Doch schien es notwendig, auch die weibliche Bevölkerung, nachdem der deutsche Faschismus 1939 den Krieg initiiert hatte, zunehmend in die Rüstungsanstrengungen zu involvieren. Eine entscheidende Rolle spielte hierbei jene NS-Propaganda, die sich speziell an die weibliche Bevölkerung richtete.

Die ideologische Beeinflussung setzte im Mädchenalter durch die weltanschauliche Schulung der nationalsozialistischen Mädchenorganisationen (Bund Deutscher Mädel und Jungmädelbund) ein und hatte im alltäglichen Umfeld ihre Entsprechungen in den NS-Propagandatätigkeiten in Radio, Plakat und Film sowie in Versammlungen und Schule. Das Radio wurde als das weitreichendste Medium angesehen, um eine breite Öffentlichkeit zu beeinflussen. An den einzelnen Sendern wurden BDM-Referate geschaffen mit einer für den Mädfunk verantwortlichen Mädel-Referentin. Deren Sendestunden hatten drei verschiedene Adressatenkreise, für die jeweils verschiedene Sendungen bestimmt waren. Den BDM-Führerinnen und im BDM Organisierten sollten mittels Bücher-, Werk- und Singstunden praktische Anregungen und Vorschläge gegeben werden, während für außenstehende Mädchen Hörspiele produziert wurden, die das Leben im BDM schilderten. Darüber hinaus wurden Sendungen ausgestrahlt, »die das Bild der deutschen Frau zum Inhalt haben, und die einen Typ schaffen sollen, der nicht nur für unsere Mädel Vorbild sein soll« (zitiert bei Klaus, 1980:98). Sie richteten sich an die gesamte Hörerschaft. Die Presstätigkeit des BDM und der NS-Frauenschaft erstreckte sich zum einen auf die Materialbereitstellungen, zum anderen auf die Nachrichten und Artikel für die eigenen Zeitschriften (Rupp 1978:106). Als nachhaltige

Medien für Propagandazwecke wurden Plakate, Broschüren, Flugblätter, Kalender, Jahrbücher sowie Ausstellungen eingesetzt. Da der Film immer mehr an Bedeutung gewann, wurde auch die Wochenschau mit Nachrichten aus der Frauen- und Mädchenarbeit beliefert.

Die Terminologie der Propaganda entsprach typischen pathetischen Formulierungen aus Hitler-Reden und Goebbels-Aufrufen (Klaus 1980:99). Inhaltlich unterstrich die Propaganda das Führerprinzip, den Einsatz für das Volk, der seinen Höhepunkt im heroischen Tod der Helden fand, sowie die vorbildliche Opferbereitschaft »tapferer Frauen« im Krieg. Weitere Zentralthemen waren Heimatverbundenheit, soziale Dienste, Frauen-tugenden und Mutterschaft. Visualisiert fand dies seinen Niederschlag in fröhlichen Frauen mit Kindern und männlich blickenden Soldaten. Ihnen gegenüber standen die unübersehbaren Negativdarstellungen von Juden und Kommunisten.

Die Funktion der Propaganda lag in der Verstärkung der emotional besetzten Begriffe, was letztlich zur Herausbildung irrationaler Ängste führte, infolgedessen sich diese Ängste gegen alle Gefahren richteten, die die internalisierten Leitbilder wie »Heimat«, »mütterliche Wärme« etc. zu bedrohen schienen (Klaus, 1980:100). Diese Ängste begünstigten bei vielen Menschen, Männern wie Frauen, Unrechtshandlungen. Die Bewertung der Rolle der Frauen im NS-Staat kann mitnichten zwischen Opfer oder (Mit-)Täterinnen entschieden werden (vgl. Saldern, 1991:97f.). Es gilt hervorzuheben, daß Frauen sehr unterschiedliche Handlungs- und Einflußmöglichkeiten hatten und nicht nur als Objekte, sondern auch als verantwortliche Subjekte darzustellen sind.

Ein weiterer entscheidender Aspekt ist die wechselseitige Beeinflussung der Geschlechter, wenn es um Frauen geht, die ihre im nationalsozialistischen Alltag eingebundenen Ehemänner moralisch wie psychisch gestützt haben.

Eine frauenspezifische Tatsache mag sein, daß Frauen häufiger Mitseherinnen, Mithörerinnen und Mitwisserinnen als Mittäterinnen gewesen sind. Ihre »Mittat« bestand vornehmlich eher im Unterlassen und nicht im aktiven Handeln, was in den schriftlichen Quellen und auch im Bereich der »Oral-History« weit weniger sichtbar wird.

Ganz anders verhält es sich mit den im Erwerbsleben integrierten Frauen im Nationalsozialismus. Die »Widerwilligkeit« der Repräsentanten des NS-Regimes bezüglich der Einbeziehung der Frauen in das industrielle Erwerbsleben ist belegt. Der kriegsbedingte Arbeitskräftemangel erzwang geradezu die Überwindung der ideologischen Vorbehalte gegenüber der weiblichen Erwerbsarbeit. Im Vergleich mit dem »freiwilligen« Arbeitseinsatz der Frauen in der US-amerikanischen Kriegswirtschaft fällt der geringe Effekt der NS-Frauenmobilisierung auf (Rupp 1978:74 f.). Die nationalsozialistische »Arbeitseinsatz«-Politik blieb einerseits in bestimmten Bereichen immer ideologisch und geschlechtsspezifisch: den für die Stabilität der Familie und das soziale

Gefüge der NS-Gesellschaft verantwortlich zeichnenden Frauen wurden Zugeständnisse gemacht. Andererseits erfolgte die Erwerbsarbeit seit Sommer 1941 mit rassistischer Ausrichtung, indem zunehmend »Fremdarbeiterinnen« aus den besetzten Gebieten zur Arbeit gezwungen wurden (Hachtmann, 1993:348).

WEITERFÜHRENDE LITERATUR ZUM THEMA:

- Böltken, Andrea (1995): Führerinnen im »Führerstaat«. Pfaffenweiler.
- Chamberlain, Sigrid (1997): Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Gießen.
- Hachtmann, Rüdiger (1993): Industriearbeiterinnen in der deutschen Kriegswirtschaft 1936 bis 1944/45. In: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), 348 ff.
- Heinsohn, Kirsten / Vogel, Barbara / Weckel, Ulrike (Hg.) (1997): Zwischen Karriere und Verfolgung – Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt.
- Klaus, Martin (1980): Mädchen in der Hitlerjugend. Köln.
- Koonz, Claudia (1991): Mütter im Vaterland – Frauen im Dritten Reich. Freiburg i. Br.
- Lück, Margret (1979): Die Frau im Männerstaat – Die gesellschaftliche Stellung der Frau im Nationalsozialismus. Frankfurt.
- Kuhn, Annette (1990): Der Antifeminismus als verborgene Theoriebasis des deutschen Faschismus – Feministische Gedanken zur nationalsozialistischen »Biopolitik«. In: Siegele-Wenschkewitz, Leonore / Stuchlik, Gerda (Hg.): Frauen und Faschismus in Europa. Pfaffenweiler, 39-50.
- Rupp, Leila (1978): Mobilizing Women for War – German and American Propaganda, 1939-1945. Princeton.
- Saldern, Adelheid von (1991): Opfer oder (Mit-)Täterinnen? – Kontroversen über die Rolle der Frauen im NS-Staat. In: Sowi 20, H.2, 97 ff.
- Winkler, Dörte (1977): Frauenarbeit im »Dritten Reich«. Hamburg.

III.

**Podiumsbericht
und Forschungs-
beiträge**

MACHT IN WISSENSCHAFT UND WIRKLICHKEIT – KÄMPFE IM VORFELD DER WERKSTATT, ERNÜCHTERUNGEN AM PODIUM

Margarethe Herzog

DAS THEMA UND DIE GÄSTE

Auf einige Divas aus der deutschsprachigen Universitätslandschaft hatten wir gesetzt, die wir mit uns jungen Wissenschaftlerinnen als Diskussionspartnerinnen zusammenbringen wollten, um Erfahrungen und Tips zu hören, über Wege und Ziele für Frauen und ihre Macht im Wissenschaftsbetrieb zu beratschlagen.

Sedef Gümen (Stichwort: das soziale Geschlecht, Rassismus), Helma Lutz (Frauenforschung und Fremdheit) und Birgit Rommelspacher (Dominanzkultur) schwieben uns für Einführungsreferate vor. Dann kam fürs Podium ein »Wissenschaftlerinnen-Quartett« ins Gespräch: Karin Hausen vom Interdisziplinären Zentrum für Frauenforschung an der TU Berlin, Karola Lipp, Kulturwissenschaftlerin und Vizepräsidentin an der Uni Göttingen, Regina Becker-Schmidt, Professorin am Psychologischen Institut der Uni Hannover sowie Aylâ Neusel, Ingenieurwissenschaftlerin von der Gesamthochschule Kassel und nun Präsidentin der Internationalen Frauenuniversität (ifu) auf der Expo 2000 in Hannover. In persönlicher Verbundenheit schienen sie Formen und Arten gegenseitiger Empfehlungen und Förderung zu pflegen, mit denen sie genau unser Thema der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt trafen. Sie versprachen mit ihren Biographien und Erfolgsstrategien spannende Diskussionspartnerinnen auf dem Podium zu werden.

Erste Lektion: Die eine war bereits ausgebucht, empfahl uns aber an ihre Kolleginnen weiter, der anderen erlaubten es ihre Position und Funktion nicht, für solche Auftritte Zeit aufzubringen, die nächste reagierte mit Abwehr und sofortiger Absage, und wieder eine andere rang mit sich, da sie in ein neues Projekt und bereits bei anderen Stiftungen eingespannt (worden) war. Die Diven des Wissenschaftsbetriebs waren also sehr gefragt und schwer zu kriegen. Ein Grund, der uns immer wieder für Absagen genannt wurde, war die ifu, die nun Kräfte und Präsenzen absorbierte.

Zweite Runde¹: Wieder versuchten wir Frauen anzusprechen, die uns durch Vorträge oder Publikationen bekannt und im Kontext unserer Thematik vielversprechend schienen. Erste Erfolgsmeldungen: Sedef Gümen wollte sich mit einem Einführungsreferat engagieren, Encarnación Gutiérrez Rodríguez kam in unser Blickfeld und auf Aylâ Neusel hofften wir weiterhin. Mit unseren zunehmenden bio- und bibliographischen Recherchen und inhaltlichen Auseinandersetzungen kristallisierte sich der Untertitel für die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt heraus: Machtstrukturen, Bedeutungsnetze, Handlungsmöglichkeiten. Ambivalenzen von Macht, wir als Privilegierte in einer scheinbar weißen Gesellschaft und der kreative Umgang mit Macht; Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsbetrieb und seinen Vorgaben. Die Vorbereitung der Werkstatt nahm konkrete Formen an. Wir legten die zeitliche Struktur der Werkstatt-Tage fest, klärten die Infrastruktur, sprachen untereinander Zuständigkeiten und Aufgaben ab, bemühten uns weitere Kontakte zu knüpfen, verfaßten Exposés, verschickten Anfragen an AG-Anbieterinnen und dachten an die gezielten Einladungsschreiben an Promovendinnen und Alt-Stipendiatinnen.

Zweite Lektion: Machtspielchen in unserer Vorbereitungsgruppe. Eine mangelnde Auseinandersetzung mit den Interessen und Strukturen in unserer siebenköpfigen Gruppe machte sich empfindlich bemerkbar. Allzu zufällig und beliebig unter dem Druck und aus der Not heraus ein neues Vorbereitungsteam zu bilden, hatten wir uns am Ende der letzten Werkstatt zusammengetan. Nach der Hälfte der Vorbereitungszeit wurden nun Zuständigkeiten und Fähigkeiten angezweifelt, Absprachen wurden ignoriert, persönliche Angriffe gestartet. Unser hauptsächliches Kommunikationsmedium Internet/Rundmails war kurzerhand in ein Schlachtfeld verwandelt worden und die Atmosphäre, in der wir gemeinsam eine Wissenschaftlerinnen-Werkstatt konstruktiv planen und erfolgreich durchführen wollten, vergiftet. Ein großes Schweigen aus Verletztheit und Unwillen machte sich breit. Eine gemeinsame Konfliktklärung und -lösung wurde von einzelnen für allzu mühevoll und unnötig befunden und durch glänzende Abwesenheit beim nächsten Treffen manifestiert. Die Krise blieb vorherrschendes Element der zweiten Vorbereitungsphase bis zur Werkstatt hin. Bis zum Ende verdichteten und verfestigten sich unsere Defizite. Bei manchen wich der Einsatz für eine gelungene Tagung der eigenen Erschöpfung im Vorfeld, bei anderen schlichen sich subtile Tendenzen von Informationsrückhalt und Unwillen zum Weitermachen ein. Nur noch in Begegnungen einzelner oder im stillen Kämmerlein wurden inhaltliche Auseinandersetzungen, konstruktive Kritik oder (Er-)Klärungen gesucht. Schließlich ergingen wir

1 Das Einladungs- und Absage-Karussell drehte sich unzählige Male. Dabei gab es Kandidatinnen, die mehrmals mitfuhren oder welche, die in unserem Geiste nur kurz auf- und wieder absprangen. Ich gehe in meinem Abriß daher nicht streng chronologisch, sondern exemplarisch vor.

uns in Nichtigkeiten und stoben auseinander. Weder hatten wir die Werkstatt ordentlich beenden können, noch fand ein Nachbereitungstreffen statt. Dank des Beitrages von Ingrid Schacherl², die über feministische Bildung in der Hochschule gearbeitet und dabei zu Gruppenstrukturen, Erwartungshaltungen und Dynamiken in Frauenzusammenhängen Ausführungen gemacht hatte, konnte ich mit der Zeit die Hintergründe und das Ausmaß unseres Konfliktes neu betrachten und als beispielhaft für den ambivalenten Umgang von Frauen mit Macht untereinander und in wissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen sehen. Und ich hatte etwas gelernt: Daß es in einem Arbeitsteam wichtig ist, von Anbeginn Arbeitsstrukturen und Gruppenerfahrungen mit- und untereinander zu besprechen, um Formen und Möglichkeiten guter Zusammenarbeit in einer Gruppe herauszufinden. Und daß die Kunst der Zusammenarbeit in einer Gruppe im Erlernen und Einhalten von Distanz, Sachlichkeit und Wertschätzung besteht. Nur so kann sich eine Kommunikationsebene mit Kritikfähigkeit herausbilden. Dies schien mir, neben der Aufgabe eine Wissenschaftlerinnen-Werkstatt erfolgreich auf die Beine zu stellen – was im großen und ganzen noch irgendwie gelungen war – die wahre Herausforderung für dieses und zukünftige Vorhaben. Darum würde ich es wieder tun. Doch dieses Mal blieb ein bitterer Nachgeschmack des Scheiterns.

Dritte Lektion: Das Einladungs- und Absagekarussell drehte sich bis zur letzten Minute weiter. Sedef Gümen war verhindert, Dagmar Schultz hatte verhandelt und zurückgezogen. Aber Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Helgard Kramer sagten für Einführungsvorträge zu. Für das Podium konnten wir Irene Hofmann-Lun zum Thema Mentoring-Programme gewinnen und uns auf Ingrid Schacherl von der Universität Graz / München freuen. Gespannt waren wir auf Tobe Levin, um über WISE (Women's International Studies Europe) zu hören. Und auf Gabriele Kreutzner, Pressesprecherin der ifu, die anstelle von Aylá Neusel kommen wollte. Die letzten beiden überraschten uns am Vorabend der Podiumsveranstaltung mit ihren kurzfristigen Absagen aus Krankheitsgründen.

HELGARD KRAMER UND ENCARNACIÓN GUTIÉRREZ RODRÍGUES:« »AFFIRMATIVE ACTION« UND INTELLEKTUELLE MIGRANTINNEN

Helgard Kramer, Professorin am Soziologischen Institut der FU Berlin und vormals Gastdozentin in den USA, entwickelte in ihrem Einführungsreferat die Frage nach *Vernünftigen Strategien für (feministische) Wissenschaftlerinnen* anhand eines Vergleichs von bundesdeutschem und US-amerikanischem Wissenschaftsbetrieb und -system. Dabei

2 Bereits im Reader zur Dokumentation waren vorab Auszüge aus der Dissertation von Ingrid Schacherl abgedruckt worden: »Frauen in ihrer Vielfalt erleben ...« – Feministische Bildung in der Hochschule am Beispiel des Studienschwerpunktes Frauenforschung an der Technischen Universität Berlin. Graz 1998.

zeigten sich grundlegende Unterschiede a) in den Voraussetzungen für individuelle Aufstiegsmöglichkeiten, bzw. im Aufbau des »career track« und b) in der Institutionalisierung von Fördermaßnahmen, die u.a. verbunden sind mit aktiver Förderung von ethnischen Minoritäten bzw. antirassistischen Programmen. Strategien für uns standen implizit aus den zwei nebeneinander gestellten Modellen abzulesen und explizit zur Diskussion.

So bietet zu a) in den USA der Universitätsabschluß mit dem Titel M.A. – unserem Diplom- und Magistratgrad entsprechend – bereits die Einstiegsposition für den akademischen Arbeitsmarkt, die dann mit Promotions-Programmen zur Assistentin und weiter zur assistierenden, assoziierten und schließlich vollen Professor führen kann. Anders bei uns: Die erste Hürde zur Weiterqualifizierung will bereits im Moment von Diplom, Promotion bzw. wissenschaftlicher Hilfskraftstelle genommen werden, die zweite gibt es im Bereich der Habilitation mit C1- und C2-Stellen. Hier spricht Helgard Kramer zum einen von einer extrem hohen »Einschüchterungsquote«, die potentielle Anwärterinnen vor den Schritten zur Habil und weiter zurücktrecken lässt, und zugleich von der »Arbeitsmarktbarriere«, auf die Frauen in diesem Moment der Karriere treffen. Nuancierungen zu diesen Aussagen wurden in der Diskussion gesucht, indem etwa der verweigerte Schritt in den Wissenschaftsbetrieb nach der Promotion mehr als Entscheidung und Ernüchterung denn als Einschüterung gesehen wurde. Zum anderen blieb die Frage nach der Art und Vielfalt der Gründe offen, die z.B. zu der alarmierenden Zahl von 30 – 40% Abbrecherinnen in Graduiertenkollegs der DFG führen.

In bezug auf b) hatten Frauen in den USA bereits in den 70er/80er Jahren durch die sogenannte *affirmative action*³ von Veränderungen in der Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik profitiert. Dort kamen die Frauen so im Hinblick auf ihre Integration in den Wissenschaftsbetrieb bereits früher als wir einen bedeutenden Schritt weiter.⁴ Doch war dieser Erfolg der »affirmative action« weniger den Frauen oder anderen Gruppen speziell, denn vielmehr dem kapitalistischen Leistungsprinzip per se zugeschrieben. In ähnlicher Weise sei die Öffnung des Arbeitsmarktpools in Deutschland meist mit den Interessen und der Vorteilssuche der Industrie zu erklären. Die Gesetze zur Quotierung aber könnten bei uns nicht wirklich als ernstzunehmende Maßnahmen gelten, ebenso wie Programme zur Frauenförderung mehr als Höflichkeitsbezeugungen zu sehen seien. Sieht man sich beispielhaft die praktische Umsetzung im Wissenschaftsaltag an, so mangelt es bei Podiumsbesetzungen für Vorträge, von Colloquien und bei Tagungen im bundesdeutschen Kontext oftmals an der weiblichen Präsenz – und erst recht an der

3 Programme, die auf eine Politik der gleichen Beschäftigung abzielten, und AfroamerikanerInnen, Hispanas/os (offizielle Bezeichnung) und asiatische EinwanderInnengruppen ansprachen.

4 Vgl. Schacherl: Forderung und Erfolg der Einrichtung einer Frauenprofessur.

Präsenz von MigrantInnen – wo hingegen in den USA typischerweise immerhin eine geschlechterparitätische Besetzung vorzufinden ist.

Neben den staatlichen Fördermaßnahmen wirkt sich, so Frau Kramer, in den USA auch die fehlende Scheu vor der Inanspruchnahme von Privilegien durch Sei- und Bekanntschaften bei Einstellungspraktiken und in der Öffentlichkeit durchaus positiv aus. Hieraus ging die Empfehlung hervor, sich um Kontakte und Anknüpfungsmöglichkeiten zu kümmern. Gerade im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, die bei uns entwicklungsfähig, aber nicht dem »mainstream« zuzurechnen ist, sei dies angeraten.

Im Gesamtblick auf die bundesdeutsche Situation kristallisierten sich »consciousness raising« und »affirmative action« als die zwei zentralen Wendungen und Strategien für Frauen und ihre Zukunft im Wissenschaftsbetrieb heraus. Bewußtseinsbildung forderte Helgard Kramer in wissenschaftspolitischen Fragen: ein normativer, sachlicher und erfahrungsbezogener Umgang mit den existierenden Praktiken und aufzustellenden Forderungen sei einem bewertenden vorzuziehen. »Intellektuell aufräumen« müßten wir mit dem Status und Begriff von In- und AusländerInnen und uns politischen und staatlichen Ausgrenzungsstrategien enthalten und widersetzen. Dann wäre »affirmative action« bündnisfördernd und gewinnbringend für Angehörige diverser marginalisierter Gruppen, wie auch insbesondere aufgrund des Alters und der Kinder wegen Diskriminierter. An bundesdeutschen Hochschulen haben hinsichtlich ihrer Mechanismen vergleichsweise moderne Prozesse nicht stattgefunden, die wie in den USA dazu geführt haben, die Universität zu einer Institution und einem Raum zu machen, der allgemeinen Auswahlgremien sowie der Öffentlichkeit gegenüber verpflichtet und offen ist. Deshalb sei es auf allen Ebenen und an uns diese (vernünftige) Strategie feministischer Wissenschaftlerinnen anzuwenden: *Mut gegen Barrieren anzurennen*.

Thema und Hintergrund des Beitrages von *Encarnación Gutiérrez Rodríguez* waren ihr Status und ihre Erfahrungen als Zugehörige zu einer Familie ehemaliger spanischer ArbeitsmigrantInnen in der BRD. Damit einher gingen signifikante Einschränkungen als wesentlicher Teil der Lebensbedingungen der Referentin, die sich aufgrund kulturpolitischer Zuschreibungen und sozio-ökonomischer Hindernisse für sie wie viele andere auch auf Bildungschancen und gesellschaftliche Integration auswirkten. *Intellektuellen Migrantinnen* war so der Vortrag von Encarnación Gutiérrez Rodríguez gewidmet⁵:

⁵ Veröffentlicht finden sich ein Vortrag und die umfassendere Arbeit von Encarnación Gutiérrez Rodríguez in: Heide Andres-Müller (Hrsg.) (1999): Ortsveränderungen. Perspektiven weiblicher Partizipation und Raumaneignung. Königstein (S. 58-73) und Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivität im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen.

Menschen, die sich ihren Weg durch den Wissenschaftsbetrieb in parallelen Schritten gebahnt haben oder bahnen, einerseits zu einer Professionalisierung gelangt sind bzw. gelangen, und andererseits mit Distanz zu Institutionen eine Radikalität weitergetrieben haben bzw. weiter treiben. Leute, die Innen- und Außenperspektive, intellektuelle Leistung und soziales Engagement miteinander verbinden und so metaphorisch als *SeiltänzerInnen* durchs Leben, soziale und wissenschaftliche Bereiche gehen⁶.

Encarnación Gutiérrez-Rodríguez wählte einen theoretischen Zugang zu dem Stand und der Rolle, die Intellektuellen einerseits und MigrantInnen andererseits im Verhältnis zur Gesellschaft zugeschrieben werden. Die Frage und das Verhältnis von Drinnen und Draußen, von individuellen und existentiellen Entwürfen und sozialen und institutionellen Grenzen waren hier also ebenso zentraler und anschaulicher Gegenstand wie die Frage nach Handlungsmöglichkeiten in und über rassistische und nationalstaatliche Ausländerpolitik und Gesellschaftsmodelle hinweg. Die Krux, die Encarnación uns vorstellte, beginnt a) mit Definitionen des Intellektuellen von Gramsci über Bourdieu bis Edward Said und reicht b) bis hin zu den bemühten Konstruktionen von kultureller Identität und Differenz in den Kulturwissenschaften.

Intellektuelle nehmen a) die Tätigkeit, Herkunft und Verbundenheit eines Intellektuellen als denkendes Element für und mit einem bestimmten sozialen Milieu an (Gramsci: der organische Intellektuelle) bzw. arbeiten an einer Offizialisierung des Besonderen zum Allgemeinen (Bourdieu). Bei Gramsci werden Zuschreibungen für traditionelle Verhältnisse und hegemoniale Klassen geliefert. So besteht die Gefahr, daß der Aspekt sozialer Handlungsfähigkeit im allgemeinen und besonderen herausfällt.

Identitäts- und Differenzkonstruktionen zielen nur bedingt auf Denkmodelle von Brüchigkeit und Heterogenität, auf die Eröffnung bewußter unterschiedener Diskussionsfelder. »Das Reden über ›kulturelle Differenz‹ ist (...) Ausdruck einer Mehrheitskultur, die eine Umschreibung sucht für das, was sie nicht beim Namen nennen will, nämlich die Ausgrenzung von Menschen und deren damit einhergehende soziale Segmentierung.« (Gutiérrez Rodríguez, 1996:103)

So hat sich auf der einen Seite die soziale Bewegung subalterner Gruppen in der BRD immer als problematisch insofern erwiesen, als deren VertreterInnen als MigrantInnen, in der Diaspora oder Migration öffentlich nicht wahrgenommen wurden bzw. keine informellen Netzwerke oder Lobbyinstanzen kennen (von der Herrschaftsseite aus betrachtet). Zwar hat ein allgemeiner Bildungsanstieg und -aufstieg in diesen Gruppen

6 Als Beispiel benennt Gutiérrez-Rodríguez die Frankfurter Gruppe Feministischer Migrantinnen FEMIGRA.

in der Folge sozialer Bewegungen der 70er und 80er Jahre besonders durch die Migrationskinder stattgefunden. Doch ist dieser konjunkturell und auf soziale Außenseiter im Establishment begrenzt geblieben. Außerdem brachte die relative Privilegierung gleichermaßen eine »relative Deprivation« mit sich. Anpassungsdruck und -leistung angesichts professioneller Einbindungsschranken in unserem Nationalstaat erscheinen sehr hoch und Bildungs- und Berufsgrenzen gelten weiterhin, ausgedrückt über Differenzierungen oder Diskriminierungen nach Hautfarbe und Sprache.

Somit steht Encarnación Gutiérrez Rodríguez den Erfolgen einer sozialen Bewegung, die Helgard Kramer zeitlich und inhaltlich für die USA gleich ansetzt, kritisch gegenüber. »Affirmative action« konnte für einige Mitglieder subalterner Gruppen Türen in die Gesellschaft öffnen, doch wurde die Kluft zwischen Verarmung und Aufstieg kaum aufgehalten. Mehr noch konnte sogar die weiße Mittelschicht von den Mitteln, der kulturellen Variation und den neuen »Alibifrauen« profitieren. »Affirmative action« brachte in dem sozialen und kulturellen Kontext, auf den sich Gutiérrez Rodríguez bezieht, Integration und Entradikalisierung zugleich. Generell kritisierte sie, daß der frühere Praxisbezug bei den durch solcherlei Programme erfaßten Frauen verloren geht und statt dessen die Spezialisierung auf theoretischen Feldern zunimmt.⁷ Stärker als Helgard Kramer bedachte Encarnación Gutiérrez Rodríguez die gängige Praxis der Quotierung – nach welchen Merkmalen auch immer – als fragwürdig; denn wie überhaupt kann eine Quotierung mit Blick auf die Herrschaftsverhältnisse aussehen? Eine Transformation von Wissensproduktion müßte, wie es auch schon in der Kritik zur »affirmative action« angeklungen ist, anders organisiert werden.

Auf der anderen Seite b) bildet die Debatte um MigrantInnen in Theorie und Praxis selbst Ausschlußkategorien. Im Rückblick auf Frantz Fanon und Etienne Balibar, die (impliziten) Rassismus und (post-)koloniale Kritik als historischen Prozeß dargestellt haben, und im Hinblick auf die Kritik, die mit Verweis auf das Bedürfnis und den Charakter der Identitätsfindung als prozessualer Vorgang von der Neuen Rechten wie von der Linken gegenüber geschlossenen Identitäts- und Differenzmodellen geäußert wird, muß der Begriff der Ethnizität fragwürdig erscheinen. So arbeiten kulturwissenschaftliche Konstruktionen über ethnische Merkmale und Minderheiten unweigerlich mit Spezifizierungen und Stereotypisierungen und bewegen sich innerhalb rassischer Strukturen und Logik. »Für die Erhaltung der Hegemonie des Westens fügt sich dieses Appellieren an kulturelle Identität oder an die Realisierung eigener Bräuche und Traditionen in die Stabilisierung von Herrschaft ein.« (Gutiérrez Rodríguez 1996:106) So

⁷ Vgl. auch AG-Berichte in diesem Band: insbesondere Drittmittel und Durchsetzungsstrategien / Psychologie: Suche nach Perspektiven im Wissenschaftsbetrieb, die Praxis mit einzubeziehen.

macht es einen Unterschied, ob türkische ImmigrantInnenkinder in der Schule zum Hantieren mit türkischen Flaggen aufgerufen werden, oder ob diese sich in Selbstbeschreibung für den Besuch türkischer Tanzveranstaltungen entscheiden.

Auf soziale und berufliche Lebenszusammenhänge bezogen, problematisiert Gutiérrez Rodríguez den Zustand von »insolated / isolated«. Es gibt eine Hierarchie im »Innen«, wo es eine scheinbare Integration, ein »Drinnen-Sein« gibt, und dennoch eine Zuschreibung zum Außen, wo Benachteiligung und Unterordnung herrschen. Dies wird spürbar in Bewerbungssituationen und bei bestimmten Einstellungsvoraussetzungen, sobald deutsche Schulabschlüsse, Staatsangehörigkeit o. ä. abgefragt werden. So sieht Encarnación Gutiérrez Rodríguez nicht den Status »fremde Frau« als erstrebenswert an, sondern das Ziel, als deutsche Anerkannte niemals ganz draußen, sondern wirkliche Urheberin neuer Anstöße und Entwicklungen sein zu können.

Als Konsequenz aus der theoretischen Bredouille von Identitäts- und Alteritätskonstruktionen und der gängigen Praxis von Ausgrenzungs- und Herrschaftsmechanismen fordert Gutiérrez Rodríguez prinzipiell Konstruktionen und Umgangsformen (selbst-) kritisch aufzudecken. Dabei geht es darum, alle Formen der Unterdrückung in unserem Denken und politischen Handeln mitzureflektieren und uns von verinnerlichten Unterdrückungsformen (weiß-deutsch-christlich rassistisch und antisemitisch) zu befreien. Das Ziel besteht darin, jenseits einer Logik und Position von Identität und Nation zu denken. In der Ökonomie ist der Begriff des Transnationalismus bereits gängig, und eben dieser wird nun auch von postkolonialen DenkerInnen aufgenommen. So stellen gerade MigrantInnen und Menschen in der Diaspora nationale Bezüge und Rahmen wie Identitäten in Frage. Kein »Dazwischen« von Kulturen gilt es zu konstruieren, sondern Festschreibungen in jede Richtung schlechthin zu dekonstruieren. *Transnationalität statt Ethnizität* als Ausgrenzungsmodell soll so die Forderung für eine alltägliche Wissenschaft lauten. Dabei ist es nach Encarnación Gutiérrez Rodríguez für alle theoretischen und praktischen Problemstellungen wichtig, *kollektive Zusammenhänge*, Prozesse und Proteste im allgemeinen und gegenüber den Herrschaftsstrukturen der Universitäten im besonderen zu schaffen und wirksam voranzutreiben.

IRENE HOFMANN-LUN UND INGRID SCHACHERL: MENTORING UND »AFFIDAMIENTO«

Irene Hofmann-Lun, die auf dem Abschluß-Podium der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt über *Mentoring-Programme* sprach, hat in ihrem bisherigen Leben Theorie und Praxis verbunden. Familie, ein Afrikaaufenthalt, Drogenarbeit sowie Forschung und Tätigkeit

in der Münchner Mädchen- und Frauenarbeit. Letztere verband sie mit dem Deutschen Jugendinstitut in München (DJJ), wo sie seit 1996 im Rahmen einer Drittmittelstelle Mentoring-Programme in Europa evaluiert (vgl. ihren Beitrag in diesem Band). Auch dies eine Schnittstelle von Forschung und Praxis.

Vergleichbar mit den sozialen Hintergründen der »affirmative action«, wie Helgard Kramer sie vorgestellt hatte, war auch »Mentoring« ein Förderprogramm in den USA, das auf Zielgruppen wie benachteiligte Jugendliche und Schwarze gerichtet war. In dem Rahmen, in dem es nun in Europa zur Anwendung kommt, ist es auf die Förderung von Frauen gemünzt. Ganz allgemein: »Was fehlt, darin sind sich seit Jahren schon die in Netzwerken organisierten Frauen einig, sind Seilschaften dort, wo man weiterkommen will. Männer heißt es, knüpfen ganz selbstverständlich informelle Netze. Bei Bier oder Kaffee gibt's Jobbörsen und Interna.« (Meise 1998) Weniger aber um ganze Netzwerke, als vielmehr um Hilfestellung zum gezielten Aufstieg von Frauen in Führungspositionen geht es beim Mentoring. Und in diesem Bereich haben Fördermaßnahmen wenn überhaupt nur ein Nischendasein, ganz abgesehen von der allgemeinen Ungeduld, die nach Irene Hofmann-Lun die generelle Krux, wenn nicht gar den Exitus von öffentlicher Frauenförderung in Deutschland darstellt. Mentoring ist also eine recht individuell zugeschnittene Fördermaßnahme, und wird meist von einem Mann als Mentor mit einer Frau als Mentee durchgeführt. Einer von zwei Schritten ist damit immerhin in Richtung Frauenförderung getan, denn ursprünglich galten die Dienste des Mentors (griechisch) als Lehrer und Betreuer dem Sohne des Odysseus, während dieser auf Abenteuer- und Irrfahrten unterwegs war.

Die Vereinnahmung für eine Männerwelt, Ausrichtung auf hierarchische Strukturen und Übernahme von Sprachregelungen, die auf einen absolut kapitalistischen Gebrauch von Arbeitskraft abgestellt waren, das machte einige von uns gegenüber dem Mentoring skeptisch. Im Gespräch mit Irene Hofmann-Lun wurden viele Vorbehalte und Vermutungen über den Aufbau und die Struktur von Mentoring-Programmen bestätigt. Potentiale fördern, Kompetenzen sichtbar machen, Ressourcen erschließen – darum ginge es im Fall von Mentoring bezogen auf Frauen. Der Hintergrund dabei ist, daß – ähnlich wie die Massen von MigrantInnen in einem vereinheitlichten Differenzdiskurs – die Frauen in den meisten Betrieben als Kräfte mit Fähigkeiten und Ressourcen gar nicht wahrgenommen werden. Also soll ein Bewußtsein und eine Aufmerksamkeit in den Chefetagen gegenüber den unteren (weiblichen) Chargen geschaffen werden. Nur so können Frauen überhaupt in den internen Kreis von Bewerbern für Führungspositionen gelangen. »Topmanager (...) wüßten oft gar nicht, welche Bedingungen eine Frau konkret vorfinde. (...) die Abteilungsgrenzen werden transparent (...) Frauen, die die Führung übernehmen wollen, müssen den Topmanagern

bekannt sein. Schließlich werden die leitenden Positionen nicht ausgeschrieben. Führungskräfte werden ausgeguckt« (Meise 1998).

Bei der Vermittlung einer Mentor-Mentee-Partnerschaft wird z. B. darauf geachtet, daß der Mentor (mindestens) zwei Stufen auf der Hierarchie-Leiter höher steht als die Mentee. Damit kann kein Vorgesetzten-Abhängigkeitsverhältnis, aber auch keine wirkliche Gefährdung des Chefpostens entstehen. In Finnland beispielsweise bezahlen und schicken Chefs ausgewählte Mentees in die Förderprogramme für die untere Führungsebene. Es ist davon auszugehen, daß ein hoher Anpassungsgrad oder -druck hier bereits im vorhinein gegeben sein muß. Wenig verwunderlich erscheint es dann auch, wenn gerade dort den Mentees Mitspracherecht eingeräumt wird. Innerhalb eines Unternehmens, welches solch ein Förderprogramm wünscht, werden MitarbeiterInnen über Struktur und Ziel des Mentoring unterrichtet, um unerwünschten Folgen im Umfeld (wie Konkurrenz von MitarbeiterInnen auf gleicher Ebene mit der Mentee) vorzubeugen.

Erfolge werden dahingehend erzielt, daß Mitarbeiterinnen entsprechend ihren Fähigkeiten eingesetzt werden, und Chefs Einblicke in Lebens- und Arbeitswelten von Frauen erlangen. Etwas sarkastisch führte dieses Ergebnis in der Diskussion um den Podiumsbeitrag zu dem Einwand, das sei ja wunderbar, daß wieder einmal die Frauen den Männern beibringen dürften, daß die Welt doch komplexer sei, als diese es sich vorstellten. Noch schärfer betrachtet, könnte es um die Beherrschbarkeit von Frauenleben gehen.

Irene Hofmann-Lun maß den bedenklichen Fragen, wer denn über Mentoring-TeilnehmerInnen entscheide und wem die Programme nützten, durchaus Berechtigung bei. Dennoch schaffte sie es, eine Lanze für das Mentoring zu brechen. Gerade die Förderung von Frauen in Führungspositionen trage dazu bei, daß die bislang männlich besetzten Stellen und Bereiche auch Frauen zugänglich und damit immerhin gleichgeschlechtliche Mentoring-Mentee-Beziehungen in Aussicht bzw. bereits vorhanden seien. Im Moment aber sei der karrierebezogene Aspekt für Mentees real tatsächlich noch weniger groß einzuschätzen. Hauptsächlich gelinge es die *Voraussetzungen im Denken zu schaffen, um Karriere zu machen*: sich zu behaupten lernen, sich mit und in großen Gruppen zu bewegen wissen, Mut zu haben und etwas in Angriff zu nehmen. Mentoring für Frauen also eher eine Strategie mit längerer Perspektive.

Ingrid Schacherl mag in mancherlei Hinsicht als intellektuelle Migrantin gelten. In Graz hat sie Erziehungswissenschaften und Fächerkombination studiert, ihre Dissertation über »Feministische Bildung in der Hochschule am Beispiel des Studien schwerpunktes Frauenforschung an der TU Berlin« geschrieben und lehrt zeitweise an der Münchner Uni. Immer wieder aber sucht Ingrid Schacherl auch den Weg heraus aus

dem Elfenbeinturm in die Gesellschaft, indem sie einen Wissenschaftsladen mit aufbaute, mit Mädchen und in einem Flüchtlingsheim arbeitet. Als *Grenzgängerin* bezeichnet sie sich selbst, ohne allerdings diesen Status als nur gewollt oder vielversprechend zu empfinden, denn er ist auch ein Produkt der Unzulänglichkeiten des Betriebs und der Unzufriedenheit mit gegebenen Strukturen.

Ingrid Schacherls Podiumsbeitrag war inhaltlich einerseits geprägt vom persönlichen Engagement, mit dem die Referentin selbst die Förderung von Frauenforschung an Universitäten erlebt und mit erkämpft hatte (vgl. auch ihren Beitrag in diesem Band). Andererseits von den Erkenntnissen über interne Strukturen von Frauenarbeitszusammenhängen, die sich in ihrer Dissertation niedergeschlagen hatten. Leben, Arbeit und Rede von Ingrid Schacherl machten deutlich, wie in der österreichisch-deutschen Universitätslandschaft der 80er und 90er Jahre gerade von Frauen Erfolge errungen worden waren. Durch die Forderung, Einrichtung und Institutionalisierung der Frauenforschung und dazugehöriger Stellen und durch Personen, die Beziehungen geknüpft und Netzwerke über verschiedene Generationen aufgebaut hatten. Die Geschichte, gemeinsames Handeln und individueller Einsatz gehörten dazu, um rechtliche Schritte gehen, Finanzierungen sichern und Neuansätzen zum Durchbruch verhelfen zu können. Und Macht- und Gruppenstrukturen schienen zur persönlichen Auseinandersetzung zu gehören. Nach dem Motto Helgard Kramers, immer wieder gegen verschlossene Türen anzurennen, sind hier also tatsächlich welche geöffnet worden.

Ingrid Schacherls Analyse von Arbeitszusammenhängen in Frauenprojekten vermittels acht offener Interviews ergab Konfliktfelder in unterschiedlichsten Bereichen. Auf der Gruppen- und Beziehungsebene eröffnete sich grundsätzlich ein Untersuchungsfeld über das Beziehungsgeflecht, das für Frauenarbeitszusammenhänge charakteristisch ist, und für Fallstricke sorgt. Sodann kam es zu Konflikten um Positionen und Funktionen bedingt durch Generationenwechsel, über die hinweg Frauen aus Frauenprojekten in die Wissenschaft und politische Verwaltung einsteigen bzw. im universitären Betrieb verschiedene Bereiche und Stufen erreichten. Schacherl spricht hierbei in bezug auf die Hochschulen von den »Pionierinnen« der 70er Jahre, die für die Institutionalisierung der Frauenforschung eintraten; den »Professionellen« der 80er Jahre, die vom qualitativen Boom der Frauenforschung profitierten und darüber ihr Berufsfeld fanden; sowie den »eigenständigen Töchtern«, die bereits ein bestimmtes Angebot an Frauenforschung an den Universitäten vorfinden und neue Auseinandersetzungen um Formen und Inhalte fordern (Schacherl 1998:68). In bezug auf die neuen Handlungsspielräume von Frauen aus Frauenprojekten in Wissenschaft und politischer Verwaltung kam es zu Konflikten um die verschiedenen Mächtigkeiten, die eine jeweilige Position innehzuhaben und auszuüben erlaubte. Neue ethische Regeln und Distan-

zierungsmaßnahmen mußten hier für den Umgang miteinander erarbeitet werden (Carol Hageman-White bei Schacherl 1998:67). Auf der inhaltlichen Ebene schließlich ergaben sich Konfliktfelder in der Diskussion um die Ziele einer feministischen Wissenschaft: Welche Lebensrealitäten welcher Frauen finden Beachtung? Welche Strategien zur Beendigung der Frauenunterdrückung werden gewählt? Inwiefern verhalten wir uns als Hochprivilegierte vermessen in ethnozentristischen, kolonialen und Geschlechter-Konstrukten? (Schacherl 1998:66).

Ein Grundproblem von Frauenarbeitszusammenhängen besteht in der Vermischung von persönlichen, beruflichen, individuellen und kollektiven Interessen (Brigitte Altenkirch/ Karin Flaake bei Schacherl). Das Arbeitsklima wird oft von der Beziehungsebene beherrscht, bei Kritik die inhaltlich-sachliche mit der individuell-persönlichen Ebene vermischt. Unter Berücksichtigung psychologischer Erklärungsmuster, die hier auch zugrunde gelegt werden, folgert Schacherl: »Die Abkehr der Übertragung von Allmachtphantasien und die Anerkennung von notwendigen Grenzen in Arbeitsbeziehungen sind eine Notwendigkeit für eine produktive Zusammenarbeit in Frauenzusammenhängen« (Schacherl 1998:54). Kritik gelten zu lassen ist gerade unter dem Aspekt der Positionsbestimmung, die somit vorgenommen wird, wesentlich. So können Gemeinsamkeiten gerade auf der Basis der Anerkennung von Differenzen entdeckt und produktiv genutzt werden. Psychologisch erklärbar sind ebenso die Konkurrenzkämpfe unter Frauen, die schnell auf existentieller Ebene zwischen Freundschaft und Feindschaft enden. »Die Ambivalenzen und Mehrdeutigkeit der Konkurrenz unter Akademikerinnen liegt (...) darin, daß sich Frauen ständig in den unterschiedlichsten Rollen begegnen, die sich zudem permanent verändern und zwischen Beruf und Privatleben hin und her wechseln: von der Mutter in die Tochter, von der Geliebten zur Freundin, von der Kollegin zur Vorgesetzten« (Schacherl 1998:63). Bewußtmachungs- und Distanzierungsprozesse gelten hier als Rat. Verinnerlichte Rollenbilder sollen ebenso wie die Moral- und Verletzungsbegriffe überprüft und Anstrengungen um andere Kräfte unternommen werden.

Machtstrukturen zeigen sich in Frauenarbeitszusammenhängen u. U. hinter unausgesprochenem Regelwerk oder im Herstellen einer Harmonie, an der nicht alle beteiligt sind. Zusammen mit symbiotischen Phantasien und einer Stellvertreterinnenpolitik kommt es hier leicht zu verdeckter Ungleichheit. So bemühen Frauen als Basis von Macht und Einfluß prinzipiell gerne ein Netz an Beziehungen und kein hierarchisches Prinzip. Unter dieser Vorgabe sind Frauen auch grundsätzlich dazu bereit, Macht zu teilen.

Zwei Hauptstrategien für den Umgang von Frauen mit Macht in Gruppenstrukturen und im Wissenschaftsbetrieb lassen sich nun aus Schacherls Arbeit ablesen. Die eine

wird nach Carolyn Duff und Barbara Cohen die »*Do-It-Yourself-Ideologie für Karrierefrauen*« genannt. Sie führt vorbei an Männern wie Frauen und ist bezugnehmend auf ein nacktes Konzept von Gleichberechtigung einzig auf die eigenen Karrieremöglichkeiten bedacht (Schacherl 1998:61). Umgangen werden kann damit das Gruppenphänomen von komplexen Strukturen mit Ansprüchen, das sich für einzelne oft als Hemmschuh erweist. Die Kunst im Verhalten gegenüber anderen besteht dabei darin, »Konkurrenzmöglichkeit (...) zu finden, die das von uns bevorzugte Kooperationsverhalten berücksichtigen, während sie gleichzeitig einen positiven, anspornenden Wettbewerb zulassen« (Schacherl 1998:61). Die zweite Strategie heißt Beziehungskultur statt Beziehungsgeflecht unter Frauen und lehnt sich an die Idee des sogenannten *affidamiento*⁸ an. »Einer anderen Frau in der Öffentlichkeit Wert und Autorität zuzubilligen, heißt gleichzeitig, sich selbst Wert zu verleihen, (...) kulturelle, soziale, politische Verbindungen herstellen (...) der symbolischen Sterilität des weiblichen Geschlechts ein Ende bereiten« (Schacherl 1998:57). »Affidamiento« widersetzt sich der Politik der Gleichheit und Gleichberechtigung, welche Anpassung an männliche Normen bedeutete. Mit dieser Umgangsformel vereinbar sind weiterhin Gruppenstrukturen. Wie Gutiérrez Rodríguez befürwortet Schacherl diese ausdrücklich.

PLÄDOYERS UND PERSPEKTIVEN

Können nun Frauenzusammenhänge selbstgeschaffene Orte der Interessenvertretung von Frauen in der Gesellschaft sein? Und wie können zwischen Anerkennungs- und Anpassungsstrategien Versuche von Frauen aussehen und gelingen, sich in männlichen Strukturen zu etablieren ohne feministische Selbstzerfleischung vor dem Patriarchat auszuüben?

Wir bekamen verschiedene Plädyers: Helgard Kramer sprach sich für die Institutionalisierung des individuellen Kampfes aus und forderte Mut. Encarnación Gutiérrez Rodríguez ermunterte dazu, außerhalb des Wissenschaftsbetriebes zu gucken und innerhalb dessen zu kämpfen. Der Ansatz von Irene Hofmann-Lun betraf die Suche und das zielstrebige Verfolgen von Karriereförderung. Ingrid Schacherl plädierte dafür, Handlungsmuster anzunehmen und je nach eigener Ausrichtung mehr auf Zusammenarbeit oder Karriere zu achten.

⁸ Schacherl erwähnt bereits in ihrer Dissertation das Mentoring als eine Form des »affidamiento«. Eine informelle Beziehungsstruktur sei hierbei gegeben, wenngleich auch verdeckt die persönliche Beziehung stimmen müsse. Im allgemeinen tritt beim Mentoring aber das Problem des Bildungsprivilegs auf (vgl. auch Gutiérrez Rodríguez). Bildung fungiert als Qualifizierungs- wie als Selektionsinstrument, d.h. es profitieren wenige und viele bleiben ausgeschlossen. Wer in den Genuß von Bildung kommt, hat die Möglichkeit zur Selbstfindung bzw. den Zwang zur Anpassung.

Ein Modell gab es, in dem uns Podiumsvorbereitungsfrauen einiges von all dem verwirklicht schien: WISE (Women's International Studies Europe). Ein Netzwerk für For- scherinnen, das auch Auffangmechanismus für Seiltänzerinnen zu sein verspricht; in dem der Status von Sozialwissenschaftlerinnen in der Frauenforschung per Selbstdefi- nition der Mitglieder festgelegt werden darf; schließlich eine kongeniale Verbindung von Theorie und Praxis im erklärten Forschungsziel:

- »...linking scholarship, policy-making and activism«.
- »...Voting membership is open to women involved in women's studies (self-defi- ned) and resident in Europe«;
- »...promote knowledge that will improve the quality of women's lives«;

Wie die Umsetzung aber dieser Satzungs-Besonderheiten aussieht, das konnten wir leider nicht erfahren, da die Vertreterin Tobe Levin ausblieb. Bleibt der Verweis auf die WISE-Homepage (www.rz.uni-frankfurt.de/~levin/what.htm) bzw. ([url:women-www.uia.ac.be/women/wise](http://www.uia.ac.be/women/wise)).

LITERATUR

- European women's studies guide (1993): W.I.S.E., Women's International Studies Europe.
Beteiligt: Margit van der Steen, Tobe Levin. Utrecht.
- FEMIGRA (Feministische Migrantinnen, Frankfurt) (1994): »Wir, die Seiltänzerinnen«. In: Eichhorn/Grimm (Hg.): Gender Killer. Berlin, Amsterdam.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Migrantinnenpolitik jenseits des Differenz- und Identitätsdiskurses. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 42, S.99-111.
- dies. (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivität im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsver- hältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen.
- dies. (1999): Raum- und Ortskonzepte intellektueller Migrantinnen. In: Andres-Müller, Heide (Hg.) (1999): Ortsveränderungen. Perspektiven weiblicher Partizipation und Raumaneignung. Königstein. S. 58-73.
- Kramer, Helgard (Hg.) (1998): Globalization of Communication and Intercultural Expe- rience. Documentation of the International Conference Freie Universität Berlin, Institut for Sociology, July 18th and 19th, 1997.

Levin, Tobe (1990): U.S. Feminismus: Schwarz auf Weiß. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis: Geteilter Feminismus. Rassismus. Antisemitismus. Fremdenhaß. 13. Jg., 27, S. 59-68.

Schacherl, Ingrid (1998): »Frauen in ihrer Vielfalt erleben ...« – Feministische Bildung in der Hochschule am Beispiel des Studienschwerpunktes Frauenforschung an der Technischen Universität Berlin. Graz.

MENTORING FÜR FRAUEN – EINE BERUFLICHE STRATEGIE AUCH FÜR DIE WISSENSCHAFT?

Irene Hofmann-Lun

Frauen in Macht- und Entscheidungspositionen sind in Deutschland ebenso wie in anderen europäischen Ländern (noch) eine Seltenheit. Dies trifft für die Privatwirtschaft, für die öffentlichen Verwaltungen ebenso wie (...) für den Wissenschaftsbereich in unterschiedlicher Ausprägung zu. Rechtlich gesehen sind Männer und Frauen zwar europaweit gleichgestellt, die praktische Gleichstellung bei der Teilhabe an Macht- und Entscheidungspositionen ist allerdings in den verschiedenen Wirtschaftsbereichen und in der Politik in den verschiedenen europäischen Ländern noch nicht realisiert. Ab dem Moment nämlich, wo höheres Einkommen und damit verbunden höheres Sozialprestige eine Rolle spielen, werden Frauen immer noch benachteiligt.

Diese Situation bildete den Ansatzpunkt für das Forschungsprojekt »Mentoring für Frauen in Europa«. Eingebunden in den Arbeitsschwerpunkt Frauen und Beruf der Abteilung Geschlechterforschung und Frauenpolitik am Deutschen Jugendinstitut in München von 1996 bis Juni 1999, wurde dieses Forschungsprojekt im Rahmen des 4. Aktionsprogrammes zur Chancengleichheit von Frauen und Männern durchgeführt und durch die EU und das BMSFSJ finanziert bzw. seit Juli 1999 als nationales Projekt mit Mitteln des deutschen Ministeriums weitergefördert.

Im Mittelpunkt des europäischen Projektes stand die Evaluation von Mentoring-Programmen (in Finnland, Schweden und Deutschland) für Frauen, die ihre eigene berufliche Karriere vorantreiben wollen. Im Rahmen der Evaluation sollten Möglichkeiten und Grenzen von Mentoring-Programmen untersucht werden, eine große Bandbreite von Informationen über den Ablauf von Mentoring-Programmen gesammelt sowie Kriterien, die sich bei der Umsetzung von Konzepten bewährt haben, identifiziert werden. Einen weiteren Schwerpunkt der Projektarbeit bildete die europaweite Verbreitung des Konzeptes sowie seit Juli 1999 seine Weiterentwicklung für bestimmte Zielgruppen, wie Frauen in der Politik, Frauen in bestimmten Industriezweigen und Existenzgründerinnen.

DAS KONZEPT MENTORING FÜR FRAUEN

Das Konzept des Mentoring wird in verschiedenen Bereichen der Privatwirtschaft ebenso wie in öffentlichen Verwaltungen und Organisationen in Europa zunehmend als berufliche Förderstrategie angewendet.

Das Kernstück des Mentoring ist die Beziehung zwischen Mentee und MentorIn, in der berufliche aber auch persönliche Themen besprochen werden. Dies kann entweder in einer informellen Austauschbeziehung geschehen oder aber die Beziehung ist in ein formalisiertes Mentoring-Programm eingebunden, das einen bestimmten zeitlichen Rahmen vorseht und sich aus verschiedenen Bausteinen zusammensetzt. Formalisierte Mentoring-Programme können sowohl innerhalb einer Organisation oder eines Unternehmens als auch extern durch eine Organisation durchgeführt werden. Zentrale Aspekte eines Mentoring-Programmes sind:

- der Auswahlprozeß von Mentees wie MentorInnen,
- der Prozeß der »Paarbildung« von Mentee und MentorIn,
- Treffen zwischen Mentee und MentorIn, die in der Regel einmal im Monat stattfinden,
- ein Rahmenprogramm, das aus fachspezifischen Seminaren und Feedbackveranstaltungen besteht.

Konkret soll die Mentee durch ihrEn MentorIn herausfinden, wo ihre ganz persönlichen Stärken und Schwächen liegen. Sie soll für sich selbst Strategien entwickeln, damit entscheidungsbefugte Vorgesetzte sie auch wahrnehmen. Ferner soll sie lernen, sich aktiver in den Kommunikationsfluß des Unternehmens einzubinden und Zugang zu entscheidenden organisationsinternen Netzwerken zu finden.

Können auch die MentorInnen einen Gewinn aus der Teilnahme ziehen?

»Es wird unterschätzt, was es den MentorInnen bringt. Du mußt damit gearbeitet haben, um zu realisieren, daß du eine persönliche Entwicklung erwarten kannst, wenn du es wünscht.« (Aussage des Leiters einer Produktionseinheit und Mentor, Linköping, April 1998).

Immer wieder bestätigen MentorInnen, wie sehr ihr Engagement belohnt wird durch neue geschlechts- und generationenspezifische Perspektiven. Sie betonen, von der Beziehung zu ihrer Mentee immer auch persönlich zu profitieren. Diese Erkenntnis machen sich neuerdings Mentoring-Konzeptionen in den USA zunutze, sogenannte Mentoring-up-Programme, in denen der ältere erfahrene Manager der Mentee einer jüngeren Arbeitnehmerin in Führungsposition ist.

Eine wichtige Voraussetzung für eine Mentoring-Beziehung ist, daß der/die MentorIn weder fachlicheEr noch disziplinarischEr VorgesetzteEr ihrer/seiner Mentee sein darf. Nur

so kann sich die Mentee in einem geschützten Rahmen entfalten, ohne Sanktionen befürchten zu müssen.

Neben Aspekten der Mentoring-Beziehung, die die Mentees und MentorInnen persönlich betreffen, haben formelle Mentoring-Programme immer auch eine allgemeine Zielsetzung, die von der jeweiligen Organisation definiert wird. Außer einer Schwerpunktsetzung auf die Erhöhung des Anteils von Frauen in Führungspositionen gibt es noch eine Vielzahl von Möglichkeiten wie etwa:

- Bedingungen zu schaffen, die es der Mentee erleichtern, in Führungspositionen aufzusteigen;
- den Mentees zu ermöglichen, ihren eigenen Führungsstil weiterzuentwickeln;
- MentorInnen zu ermöglichen, ihren eigenen Führungsstil weiterzuentwickeln;
- Verbesserung der Kommunikation zwischen Männern und Frauen innerhalb einer Organisation.

ERGEBNISSE DER EVALUATION VON DREI EUROPÄISCHEN MENTORING-PROGRAMMEN

Im Rahmen des Projektes »Mentoring für Frauen in Europa« wurden drei unterschiedliche Mentoring-Programme, nämlich ein externes, von einer finnischen Organisation konzipiertes und durchgeführtes Programm und zwei interne Programme in einer schwedischen öffentlichen Verwaltung und in einem deutschen Unternehmen evaluiert. Befragt wurden alle Mentees und MentorInnen eines Programmzyklus sowie ProgrammorganisatorInnen und Führungskräfte bzw. Experten im Bereich der Frauenförderung. Die Evaluation hatte die Zielsetzung, Dimensionen des Erfolges für die TeilnehmerInnen und die durchführende Organisation zu identifizieren und Kriterien für die erfolgreiche Umsetzung von Mentoring-Programmen zu benennen.

Einige der Ergebnisse sind programmübergreifend. So wurde beispielsweise von Mentees ebenso wie von MentorInnen die Mentoring-Beziehung auf der fachlichen wie auch auf der persönlichen Beziehung sehr positiv beurteilt: 75 % der MentorInnen und 68 % der Mentees empfanden sich und ihr Gegenüber in der Beziehung als gleichwertige PartnerInnen, was auch als ein Hinweis auf gegenseitiges Lernen und auf Austausch interpretiert werden kann (vgl. Hofmann-Lun u. a. o.J.:69).

Mit der Organisation, der Durchführung, dem Rahmenprogramm und der Betreuung durch die OrganisatorInnen zeigten sich die Mentees und MentorInnen überwiegend zufrieden.

Die große Mehrheit der Mentees und MentorInnen konnte ihre persönlichen Erwartungen an das Programm realisieren. Die MentorInnen erhielten einen Einblick in die Arbeitssituation von Frauen und hatten die Möglichkeit, den eigenen Werdegang zu reflektieren. So konnten 79 % der befragten Mentees und MentorInnen der Aussage »die Mentoring-Beziehung gibt männlichen Mentoren Einblick in die Arbeitssituation von Frauen« zustimmen (vgl. Hofmann-Lun u. a. o. J.:98). Diese positive Einschätzung wird auch durch die Tatsache unterstrichen, daß sich 95 % der finnischen, 85 % der schwedischen und 78 % der deutschen MentorInnen erneut für einen Programmzyklus als MentorIn zur Verfügung stellen würden (vgl. Hofmann-Lun o. J.: 105).

Ein zentrales Untersuchungsergebnis war, daß die Mentees stärkere Effekte bei ihrer eigenen persönlichen Entwicklung als im Bereich der Karriereentwicklung feststellten. Konkret trugen Mentoring-Programme dazu bei,

- das Selbstbewußtsein der Mentees zu stärken,
- sich im beruflichen Umfeld besser behaupten zu können und
- die eigenen Fähigkeiten und Schwächen besser einschätzen zu lernen.

So können zum Beispiel 82,6 % der Mentees des schwedischen Mentoring-Programmes der Aussage »Ich kann mich besser behaupten« als Folge ihrer Teilnahme am Mentoring-Programm zustimmen. Die Mentees des schwedischen, finnischen und deutschen Programmes glauben zu 97 %, 88 % und 82 %, daß Mentoring-Programme das Selbstbewußtsein der Mentees stärken können. Ebenfalls die überwiegende Mehrheit der Mentees, nämlich 96 % der schwedischen Mentees und jeweils 82 % der finnischen und deutschen Mentees ist der Ansicht, »ein Mentoring-Programm hilft der Mentee eigene Stärken und Schwächen zu erkennen« (Hofmann-Lun u. a. o. J.:88 ff.).

Neben den Übereinstimmungen ergaben sich auch unterschiedliche Ergebnisse in den drei Programmen, die jedoch, wie wir annehmen, auf die Art des Konzeptes und der Durchführung sowie auf die »Erfahrung«, die die OrganisatorInnen mit dem Konzept haben, zurückzuführen sind: Schwedische und finnische Mentees können für sich selbst nach der Teilnahme eine größere berufliche Zufriedenheit feststellen. Sie sind karriereorientierter und erfahren eine größere Wertschätzung durch KollegInnen und Vorgesetzte. Für die finnischen Mentees konnten etwas stärkere Effekte im Bereich der Karriereentwicklung und gute Effekte im psychosozialen Bereich ermittelt werden, während in den anderen beiden Programmen kaum Karriereeffekte zu identifizieren waren. Die psychosozialen Effekte waren bei den schwedischen TeilnehmerInnen am höchsten. Insgesamt konnten die TeilnehmerInnen des deutschen Programmes am wenigsten profitieren.

Die unterschiedlichen Ergebnisse können als Hinweis darauf gewertet werden, daß der Erfolg von Mentoring-Programmen auch wesentlich von einer sorgfältigen und realistischen Planung und Durchführung mitbestimmt wird.

FAZIT

Die klaren positiven Auswirkungen von Mentoring-Programmen im psychosozialen Bereich dürfen bei der Karriereplanung und -realisierung nicht unterschätzt werden. Mentoring-Programme sind – so ein zentrales Ergebnis unserer Untersuchung – überwiegend darauf ausgerichtet, die Voraussetzungen der TeilnehmerInnen, Karriere zu machen, zu verbessern. Konkrete Karriereschritte können im Rahmen eines Programmzyklus, der in der Regel 9 bis 15 Monate umfaßt, kaum vollzogen werden. Sie bedürfen einer langfristigen Perspektive.

Die Evaluation der Mentoring-Programme ergab als weiteres wichtiges Ergebnis, daß die TeilnehmerInnen keinerlei negative Auswirkungen auf ihre Arbeitssituation feststellen konnten, sei es bei KollegInnen, sei es bei Vorgesetzten oder aber auch in ihrem Privatleben. Vielmehr konnten durchaus positive Reaktionen festgestellt werden.

Mit Hilfe der Untersuchungsergebnisse konnten Kriterien identifiziert werden, die entscheidend für die Konzeption von Mentoring-Programmen sind:

- klare und realistische Zielsetzung der Programme;
- Training für MentorInnen: die MentorInnen müssen intensiv auf ihre Rolle vorbereitet werden;
- Begleitseminare für Mentees;
- ausreichender Raum für den Austausch innerhalb der Gruppe der Mentees und MentorInnen;
- Unterstützung durch das Top-Management: auch durch finanzielle Unterstützung und ausreichend zur Verfügung gestellte Arbeitszeit für die Planung und Durchführung des Programmes, genügend finanzielle, zeitliche und personelle Kapazitäten für die Durchführung von Begleitseminaren, die den notwendigen Austausch zwischen Mentees, MentorInnen und Programmverantwortlichen ermöglichen; zusätzliche Veranstaltungen zu speziellen Themenbereichen anbieten.
- Transparenz, das heißt ausreichende Information für die TeilnehmerInnen wie nicht beteiligten MitarbeiterInnen über das Konzept und die Zielsetzungen.

In der Konzeption künftiger Mentoring-Programme muß ein noch stärkeres Gewicht auf Networking gelegt werden. Netzwerke müssen im Rahmen eines Programmes gezielt aufgebaut werden.

AUSBLICK

Im Mittelpunkt der Untersuchung des Projektes Mentoring für Frauen in Europa standen Mentoring-Programme für berufstätige karriereorientierte Frauen aus den Bereichen öffentliche Verwaltungen und privatwirtschaftliche Unternehmen. Insgesamt gesehen konnten die Programme als eine gute Förderstrategie für Frauen identifiziert werden. Diese positiven Resultate sollen dazu beitragen, dieses Konzept verstärkt auch auf andere Zielgruppen anzuwenden.

Das Konzept des Mentoring als Instrument der Förderung des weiblichen Nachwuchses im Wissenschaftsbereich wurde in jüngster Zeit auf verschiedenen Tagungen diskutiert und ist bereits auch an einigen Hochschulen realisiert worden. So führt beispielsweise die Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen in Baden-Württemberg das Programm »Mentoring und Training« (MuT) durch, ein Programm zur berufsbegleitenden Unterstützung und Förderung von hochqualifizierten Nachwuchswissenschaftlerinnen in Baden-Württemberg. Ziel des Programmes ist es, »...Frauen, die eine Professur anstreben, gezielt darin zu unterstützen, ihre Kompetenzen umzusetzen und ihre Karrierechancen erfolgreich auszuschöpfen. Durch das Mentoring-Programm sollen die Teilnehmerinnen fördernde Beziehungen aufbauen, strukturelle Hindernisse überwinden und hochschulspezifische Erfahrungen gewinnen« (Höppel 1999:3).

In Hessen wurde das MentorinnenNetzwerk für Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Fächern an hessischen Universitäten und Fachhochschulen aufgebaut. Auch in anderen europäischen Ländern – wie etwa an der Universität von Edinburgh – wird das Konzept des Mentoring im Wissenschaftsbereich angewendet.

Wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung ist es auch hier wie in anderen Wirtschaftsbereichen, in der Programmkonzeption den jeweiligen Besonderheiten der Organisation Rechnung zu tragen, durch Austausch mit anderen Organisationen von bereits gemachten Erfahrungen zu profitieren sowie neue Anregungen und wichtige Hinweise zu bekommen, um vorhandene Barrieren und Hindernisse überwinden zu können.

LITERATUR

- Höppel, Dagmar (1999): MuT – Mentoring und Training. In: Verband Baden-württembergischer WissenschaftlerInnen, Rundbrief 18/1999, S. 3 ff.
- Hofmann-Lun, Irene / Schönenfeld, Simone / Tschirner, Nadja (1998): Mentoring für Frauen in Europa. Eine Strategie zur beruflichen Förderung von Frauen. Eine Broschüre des Deutschen Jugendinstituts e.V. München.
- Hofmann-Lun, Irene / Schönenfeld, Simone / Tschirner, Nadja (o. J.): Mentoring für Frauen. Eine Evaluation verschiedener Mentoring-Programme. Ergebnisbericht (Deutsches Jugendinstitut e.V.) München.

GRENZGÄNGERIN IM WISSENSCHAFTSBETRIEB

Ingrid Schacherl

*Feministische Arbeit ist ganz wesentlich auf das
Wagnis eigener Denkanstrengungen angewiesen.
Nur so kann feministische Arbeit ihre Lebendigkeit
behalten und immer wieder neu gewinnen.
Gerade darin zeigt sich ihre Widerständigkeit.
(Projektgruppe Frauenträume 1989)*

Mit der Vorbereitung meines Beitrages wird mir bewußt, daß ich mich seit vierzehn Jahren mit Frauenforschung beschäftige. Wenn ich diese Jahre Revue passieren lasse, dann stelle ich fest, daß ich die inhaltliche Arbeit in den Mittelpunkt gestellt habe. Ich werde oft gefragt, warum ich mich auf die Promotion eingelassen habe, welche beruflichen Perspektiven ich damit verbinde. Diese Frage habe ich mir selber im Hinblick auf meine berufliche Karriere nicht ernsthaft gestellt. Wichtig war für mich die Auseinandersetzung mit dem Thema feministischer Bildungsarbeit aus verschiedenen Blickwinkeln.

FRAUENFORSCHUNG ALS WEGBEGLERIN

Ich habe an der Universität Graz Erziehungswissenschaft studiert mit den Schwerpunkten Frauenforschung und Erwachsenenbildung sowie dem Nebenfach »Fächerkombination«. Fächerkombination bedeutet, daß eine Kombination aus den unterschiedlichsten Fächern, in meinem Fall Soziologie, Psychologie, Geschichte und Philosophie, gewählt werden kann. Was meine ich mit dem Schwerpunkt Frauenforschung? Hier möchte ich ein wenig ausholen um von meiner Studienzeit und den prägenden Erfahrungen meiner Hochschulsozialisation zu berichten.

1985 gab es an der Grazer Universität die ersten sogenannten frauenspezifischen Lehrveranstaltungen bzw. Frauenseminare. Ich war fasziniert von meinem ersten Frauenseminar, weil mich der Inhalt wie auch die Methodik/Didaktik angesprochen hatten (Dermutz 1985). Als Schlüsselerfahrung hatte dies Auswirkungen. Ich begann mein Stu-

dium so auszurichten, daß Frauenforschung immer mehr in den Mittelpunkt rückte. Die Fächerkombination bot einen geeigneten Rahmen und das Hauptfach Erziehungswissenschaft Variationsmöglichkeiten, um Frauenthemen in Seminaren einzufordern und anzubringen.

In den Frauenseminaren fanden sich Mitstreiterinnen mit ähnlichen Interessen. Ich engagierte mich als Studienrichtungsvertreterin für die Erhöhung des Lehrangebotes im Bereich der Frauenforschung und kämpfte gemeinsam mit anderen um die Institutionalisierung der Frauenforschung im Studienplan, womit wir 1987 Erfolg hatten. 1989 gründeten Studentinnen, Absolventinnen und Assistentinnen das Forum Grazer Pädagoginnen mit dem Ziel, sich gegenseitig zu unterstützen und die Etablierung der Frauenforschung/feministischen Forschung in der Pädagogik voranzutreiben. Wir veranstalteten in einem ersten Schritt einen Workshop »Frauenforschung sichtbar machen« mit Frauenprojekten in Graz. Danach organisierten wir am Institut die Vortragsreihe »Lebenszeilen« – Frauenforschung und Erziehungswissenschaften (Forum Grazer Pädagoginnen 1993) und versuchten über Gastprofessuren und Lehraufträge das Angebot der feministischen Lehre zu erweitern und abzusichern. Als langfristiges Ziel wurde die Einrichtung einer Frauenforschungsprofessur angestrebt, was 1994 zunächst mit einer Fünfjahres-Stelle erreicht wurde.

In dieser Phase veränderte sich die Gruppe des Grazer Pädagoginnen-Forums. Auf die Durchsetzung der Gastprofessur hatten sich vornehmlich die Institutsangehörigen unter uns Frauen konzentriert. Einerseits waren nur sie in den Gremien zugelassen, andererseits ist ein Berufungsverfahren eine langwierige Angelegenheit. Die Absolventinnen unter uns stiegen ins Berufsleben ein, zum Großteil außerhalb der Universität. Einige von uns gingen weg aus Graz.

Hier möchte ich wieder den Faden zu meinem persönlichen Werdegang aufgreifen. Die Gründung des Forums fiel in die Zeit meiner Diplomarbeit. Ich arbeitete gemeinsam mit einer Freundin über den Themenbereich der Institutionalisierung von Frauenforschung. Wir erarbeiteten wichtige theoretische Grundlagen, erhoben die österreichische Situation der Frauenforschung und reflektierten die Entwicklung am Institut für Erziehungswissenschaft in Graz. Darüber hinaus kämpften wir für die Betreuung durch eine von uns gewählte feministische Wissenschaftlerin, was nur teilweise gelang. Die Frauengruppe bot in dieser Zeit ein wichtiges Diskussionsforum und Unterstützung sowohl auf inhaltlicher Ebene als auch emotional. Die Verbindung der theoretischen Arbeit mit dem Engagement in der Frauengruppe war mir ein wichtiges Anliegen. Ganz im Sinne von Gerda Lerner (1995) entwickelte ich ein feministisches Bewußtsein in der Verbindung von Denken und Handeln. Damit verbunden lernte ich die Universität von einer anderen Seite kennen.

FRAUENNETZWERKE AN DER UNIVERSITÄT

Die damaligen Rahmenbedingungen an der Hochschule waren den Entwicklungen förderlich. Einige Dozentinnen, die zu feministischen Themen arbeiteten, hatten sich als interdisziplinäre Arbeitsgruppe zusammengefunden und organisierten hochschul-übergreifende Ringvorlesungen. Gleichzeitig gab es eine starke Frauengruppe innerhalb der österreichischen Hochschülerschaft, die auf der Ebene studentischer Interessensvertretung ein wichtiges Netzwerk bildete. Das bedeutete, daß an mehreren Instituten sowohl im Mittelbau als auch unter den Studentinnen feministische Interessen vertreten und durchgesetzt werden konnten. Die Frauen vernetzten sich und unterstützten sich gegenseitig sowohl auf der Ebene von Forschung und Lehre als auch in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Studentinnen und Mittelbaufrauen waren wichtige Bündnispartnerinnen in den Gremien, die in Österreich noch drittelparitätisch besetzt sind. Die Phase der Einzelkämpfe mündete in ein hochschul-übergreifendes interdisziplinär agierendes Netzwerk.

Ich arbeitete nach dem Studium ein Jahr im Wissenschaftsladen Graz, wo ich den Schwerpunkt Frauenforschung initiierte und Verbindungslien zu der Arbeit beim Forum Grazer Pädagoginnen herstellen konnte. Unser zweites Projekt, die Vortagsreihe, führte bei mir zu der Entscheidung, eine Doktorarbeit zu schreiben. Mein Thema sollte feministische Bildung in der Hochschule am Beispiel des Studienschwerpunktes Frauenforschung an der Technischen Universität Berlin sein. Ich hatte Kontakte zur TU Berlin geknüpft und eine Absolventin des Studienschwerpunktes Frauenforschung kennengelernt. Jetzt galt es einen finanziellen Rahmen für die wissenschaftliche Arbeit aufzutun. Als erstes verbrachte ich mit Hilfe eines Auslandsstipendiums ein Semester an der Technischen Universität Berlin. Ich führte meine Forschungsarbeiten durch und nahm als Gasthörerin am Studienbetrieb teil. Nachdem ich mein Material ausgewertet hatte, verbrachte ich ein weiteres halbes Jahr an den Universitäten Bielefeld, Dortmund, Essen und Hamburg und machte mir ein Bild von Frauenstudienangeboten im Universitätsbetrieb.

»DIE VIELFALT VON FRAUEN ERLEBEN ...«

Ich verlegte meinen Wohnsitz nach München, suchte mir eine Teilzeitstelle und arbeitete an der Fertigstellung der Doktorarbeit. Ich hatte mich für ein qualitatives Verfahren entschieden und acht Absolventinnen des Studienschwerpunktes Frauenforschung in Berlin nach ihren wichtigsten Studienerfahrungen befragt.

Die Interviews erhoben sowohl biographische Momente als auch übergreifende Phänomene im Frauenkollektiv. Deutlich wurden dabei komplexe Wirkungsmechanismen innerer wie äußerer Prozesse, die im Verlauf einer intensiven Bildungsphase durchlebt werden. »Die Vielfalt von Frauen erleben ...«, ein Zitat aus einem der Interviews, beschreibt sehr treffend deren inhaltliches Spektrum.

BILDUNGSPROZESSE IM FRAUENKOLLEKTIV

Ergebnis meiner Untersuchung war, daß im Studienschwerpunkt Frauenforschung grundsätzliche Elemente feministischer Bildung im Studienalltag umgesetzt werden: Die Verbindung von Theorie und Praxis (Theorie-Praxis-Seminare), die Förderung von Selbstbestimmung und die Entwicklung eines feministischen Bewußtseins sind Teile des methodisch-didaktischen Konzeptes (Emme 1993). Darüber hinaus erweist sich der Studienschwerpunkt Frauenforschung als »Insel« im Meer der Massenuniversität. Zehn bis fünfzehn Frauen bieten die Theorie-Praxis-Seminare die Gelegenheit, an einem kontinuierlichen Arbeitsprozeß teilzunehmen. Die kleine überschaubare Studiengruppe fungiert als soziales Bezugssystem.

Der Arbeitszusammenhang im Frauenkollektiv wirkt als Ausgleich gegenüber rein individualisierten Bestrebungen. In der Vielfalt von Meinungen und Lebensstilen gibt das Kollektiv Zielrichtungen vor, die zur Klärung von Standpunkten und Perspektiven herausfordern. Dabei geht es um das Bemühen, eine feministische Streitkultur zu entwickeln, die individuelle und kollektive Interessen verbindet und ein gemeinsames Ziel verfolgt: die Verwobenheit von Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene zu erkennen und aufzudecken. Ambivalenzen ergeben sich aus einem Spannungsfeld, da gleichzeitig Eigenständigkeit und Solidarität gefördert, Eigen- und Mitverantwortung gefordert werden.

Neben der inhaltlichen Arbeit an feministischen Fragestellungen waren die Studentinnen in einen intensiven gruppendifamischen Prozeß involviert. Innerhalb der jeweiligen Seminargruppe entwickelten sich Untergruppen. Die sogenannte »Ingroup« stand für eine tonangebende Clique. Sie demonstrierte ihre Zugehörigkeit nach außen durch ähnliches Aussehen und ihrem Starkult gegenüber der Professorin. Die Professorin wurde von fast allen Interviewpartnerinnen bewundert: Sie war wichtig als Vorbild und Identifikationsfigur. Ihre Gedanken und Ideen regten zum Weiterdenken an. Die Begeisterung für sie als Intellektuelle, als Feministin und als Wissenschaftlerin war groß.

Gleichzeitig vollzog sich eine Auseinandersetzung, bei der es um die Frage nach der Bedeutung des Feminismus für das eigene Lebenskonzept ging. Auf der Suche

nach einem feministischen Selbstverständnis gerieten unterschiedliche Lebenskonzepte in Konkurrenz zueinander. In den achtziger Jahren stand der Lesbianismus als Idealvorstellung für gelebten Feminismus zur Debatte (Hark 1989). Die Wertschätzung von Frauen verpflichtete als radikale politische Konsequenz zu einem lesbischen Leben. Es kam zu einer Spaltung zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen.

Der Euphorie individueller Befreiungserfahrungen wurden Grenzen durch die versteckt ausgetragenen Konkurrenzkämpfe in der Frauengruppe gesetzt. Das Bedürfnis nach vertrauensvollen Bindungen sowie der Wunsch nach Anerkennung und Zuneigung wurde auf die Frauengruppe übertragen (Flaake 1993). Diese hohe Erwartungshaltung war verbunden mit großen Verlustängsten, was den Umgang mit Konflikten erschwerte (Altenkirch 1990b). Die Verunsicherungen, die im Prozeß der Veränderung von Lebenskonzepten als Teil der Subjektwerdung auftraten, auszuhalten und konstruktiv zu bearbeiten, kostete die Frauen viel Mühe und Energie. Gegenseitige Ab- bzw. Ausgrenzungen führten zu Vereinzelungen innerhalb der Gruppe. Jede Frau entwickelte individuelle Lösungsstrategien, um diese Situation zufriedenstellend zu bewerkstelligen und persönliche Bedürfnisse mit feministischen Vorstellungen in Einklang zu bringen.

Diese Auseinandersetzung zeigt, wie wichtig die Anerkennung von Differenz innerhalb der verschiedenen Lebenskonzepte von Frauen ist (Knapp 1988). Die Ergebnisse stehen auch in einem historischen und geographischen Kontext (Schacherl 1998). Damit stellt sich die Frage nach den Perspektiven für die Zukunft.

UTOPIE DER FREIBERUFLICHEN WISSENSCHAFTLERIN

Meine Generation profitierte bereits von den Errungenschaften der Pionierinnen in der Frauenforschung. Feministische Lehrinhalte waren Teil des Studienangebotes. Gleichzeitig zählen wir zu der Generation der geburtenstarken Jahrgänge und treten in Konkurrenz mit einer großen Menge gut qualifizierter Frauen (und Männer) zu einer Zeit, in der die öffentlichen Mittel knapp sind und die Universität als Arbeitgeberin nur für wenige Platz hat. Das zeichnet sich als zukunftsweisender Trend ab. Die Arbeitsplätze für Wissenschaftlerinnen in Institutionen werden weniger, die Arbeitsverhältnisse werden zunehmend befristet oder in Projekte eingebunden, so daß keine dauerhaften Arbeitsbeziehungen mehr entstehen. Mit der Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse auf unterschiedlichen Ebenen erlangen Netzwerke zunehmend an Bedeutung für das berufliche Fortkommen.

Individualisierung steht somit im Zusammenhang mit kollektiven Trends. In dieser Widersprüchlichkeit gilt es Arbeitsformen zu schaffen, in denen eigene Interessen mit zukünftigen gesellschaftlichen Anforderungen verbunden werden können. Die Informationstechnologien bieten dafür neue Kommunikationsmöglichkeiten und vielleicht auch neue Formen als freiberufliche Wissenschaftlerin die eigene Existenz zu sichern.

LITERATUR

- Altenkirch, Brigitte (1990b): Die Moral des Nicht-Verletzens in Arbeitsbeziehungen von Frauen. In: Studienschwerpunkt Frauenforschung am Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin (Hg.): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin.
- Dermutz, Susanne (1984): Frauenseminare. Über die Aufhebung der Geschlechterneutraleität. In: Enzinger, H./Hipfl, B./Stotz G. (Hg.): Qualitative Forschung und Hochschulunterricht. Zeitschrift für Hochschuldidaktik, Jg. 8, H. 4.
- Emme, Martina (1993): Mittäterschaft und Entdeckungslust – Zum Spannungsfeld eines feministischen Konzepts. In: Gieseke, Wiltrud (Hg.): Feministische Bildung – Frauenbildung. Pfaffenweiler, S. 112-113.
- Flaake, Karin (1993): Lieber schwach, aber gemeinsam als stark aber einsam? Arbeitszusammenhänge von Frauen aus psychoanalytischer Perspektive. In: Koppert, Claudia (Hg.): Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen. Berlin, S.42-57.
- Forum Grazer Pädagoginnen (Hg.) (1993): Lebenszeilen. Frauenforschung und Erziehungswissenschaften. Vorträge und Nachträge einer Veranstaltungsreihe »Pädagogik und Frauenforschung« des Forums Grazer Pädagoginnen. München, Wien.
- Hark, Sabine (1989): Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? Notizen zu Identität und Differenz. Feminismus und Lesben in den 80ern? In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Jg. 12, H. 25/26, S. 59-70.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1988): Die vergessene Differenz. In: Feministische Studien, Jg. 6, S.12-31.
- Lerner, Gerda (1995): Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung. Frankfurt, New York.
- Schacherl, Ingrid (1998): » Die Vielfalt von Frauen erleben ...« Feministische Bildung an der Hochschule am Beispiel des Studienschwerpunktes Frauenforschung an der Technischen Universität Berlin. Dissertation, Graz.

IV.
Beiträge
aus Kunst und
Literatur

WER NICHT HÖREN WILL, DARF FÜHLEN IM GRÜNEN ANORAK IN DEN ALPEN

Esther Burkert

I.

Wir sitzen im Wohnzimmer beisammen und reden über unsere Ängste.

H erzählt:

Als Kind war für mich die Freiheit in den Bergen.

Heute habe ich Angst, draußen zu sein. Wenn ich vom Parkplatz durch den Grünstreifen zur Universität gehe. Wenn ich abends allein im Park bin. Wenn ich nachts vor der Haustüre stehe und die Schlüssel nicht gleich finde.

Als Jugendliche war ich gern im Hochgebirge. Ich hatte einen leuchtend grünen Anorak, auf den ich besonders stolz war.

Eines Abends in den Bergen, wir wollten auf der Hütte übernachten. An den Tischen Männer. Meine Freundin und ich setzen uns dazu. Die Männer teilen uns auf: Die im grünen Anorak ist für mich, die mit den langen Haaren für dich. Ich rücke weg, an den Nachbartisch. Ich setze mich neben einen Mann. Er hört mir zu. Er ist aufmerksam. Er zeigt Verständnis. Den ganzen Abend lang. Und der Abend endet mit ihm im Bett.

B erzählt:

Als Kind bin ich jeden Morgen vier Kilometer alleine durch den Wald zur Schule gegangen.

An Angst kann ich mich nicht erinnern.

Dann zeigten sie es in den Nachrichten im Fernsehen. Die Fahndungsfotos der Terroristen. Da kam die Angst. Hinter den Bäumen warteten keine Pilze auf mich, keine Haselnußsträucher und keine Eichhörnchen. Im Gebüsch bewegt sich etwas. Ich fühlte es, sie konnten mich erschießen, jeden Augenblick.

Ich erzähle:

Als Kind habe ich das Haus meiner Oma geliebt, ein Stadthaus in Schwabing aus der Zeit der Jahrhundertwende, Stuck und Gold, hohe Räume und ein weitläufiges Treppenhaus, ganz oben eine Glaskuppel und viel Licht. Eines Tages erzählt mir meine Oma,

daß meine Tante als kleines Mädchen, als sie so alt war wie ich, zum Arzt gehen wollte. Und das Haus war ganz genauso ein Haus wie das, in dem meine Oma jetzt lebt. Und als meine Tante angekommen war, war da kein Haus mehr. Es war weggebombt.

Von da an hatte ich Angst im Haus meiner Oma. Ich traute mich nicht, jemandem von der großen Gefahr der Bomben zu erzählen. Ich behielt die Geschichte, die mir meine Oma anvertraut hatte, für mich. Es war ein besonderes Geheimnis, denn nie zuvor hatte ich von Bomben gehört, weil ich mit meinen Eltern in einem Reihenhaus am Stadtrand wohnte. Bomben trafen nur Häuser, die ganz genauso waren, wie das Haus meiner Oma. Mietshäuser in Schwabing. Das wußte ich jetzt und meine Angst begann im Treppenhaus und hörte erst wieder auf, als ich aus der Tür heraus auf der Straße war. Erst Jahre später begriff ich, daß meine Oma vom Krieg erzählt hatte – und daß der Krieg lange zu Ende war.

II.

Ich will in die Berge.

Meine Freundin C und ich haben vor, eine Woche miteinander den Meraner Höhenweg von Hütte zu Hütte zu wandern. Ich erzähle am Eßtisch meinen Eltern von unseren Plänen. Es wird vereist sein, sagt mein Vater. Du hast keine Kondition, betont mein Vater. Im September wird es zu früh dunkel, warnt mein Vater.

Ich fahre trotzdem. Ich werde schon sehen.

Im Großraumwagen nach München ist es voll, kaum Platz für uns und unsere großen Rucksäcke. Wir setzen uns zu einem älteren Ehepaar. Bald kommen die beiden ins Erzählen.

Er beginnt: Wissen Sie, wir sind ja vertrieben worden. Ob wir davon überhaupt eine Ahnung hätten? Prag war die schönste Stadt Europas, seinerzeit. Und die Tschechen haben alles ruiniert. Seitdem war er nicht mehr in der Heimat, kein einziges Mal, ihm blutet das Herz zu sehr, wenn er die Zerstörung sehen muß, die der Tscheche angerichtet hat.

Sie sieht anerkennend auf unsere Rucksäcke und fährt fort: Das waren noch Zeiten, damals. Sie waren vor sechzig Jahren auch auf Tour, so wie wir heute, sieben Jungmädchen. Im Heu haben sie geschlafen und mit dem Fahrrad sind sie durch die halbe Welt geradelt. Damals gab es ja keine Kriminalität wie heute mit den Ausländern. Und in die Türkei sind sie gefahren die sieben Mädel, auf einem großen Dampfer und auf dem Deck haben sie übernachtet. Schön war es, nichts anderes könne man sagen, aber heute wird alles so schlecht gemacht.

Wir nicken, lächeln höflich und kommen nicht zu Wort.

Im Großraumwagen scheinen alle unser gesprächiges Ehepaar zu kennen, freundlich wird von allen Seiten begrüßt und zugestimmt.

Der Münchner Hauptbahnhof kommt näher, wir packen schnell, nuscheln ein paar Worte und sind erleichtert – draußen.

Auf dem Bahnsteig schimpfen wir uns den Unmut vom Leib. Wir möchten es nicht glauben. Wir haben zugehört, genickt und geschwiegen.

Ich will nicht mehr schweigen, sage ich zu C. Ich will immer sofort etwas dagegen sagen. Von jetzt an.

Einmal habe ich nicht geschwiegen, erzähle ich ihr. Es war im Krankenhaus. Ein schmaler Balkon, ein wenig Sonne für viel zu viele Patienten. Die älteren Leute reden miteinander, geben sich Stichworte. Diese Jugoslawen, alles kaputtschießen und dann zu uns kommen und betteln. Was denken die sich überhaupt? Wir mußten damals auch alles alleine aufbauen. Uns hat auch niemand geholfen. Und die Russen standen vor der Tür. Ungewaschen, starr vor Dreck, das kann sich heute ja keiner mehr vorstellen. Sie schauen in meine Richtung. Alles haben wir aufbauen müssen. Die Blicke sind auf mich gerichtet. Alles haben wir aufgebaut, alleine aufbauen müssen. Keiner hat uns geholfen. Und was ist der Lohn? Der Sprecher macht eine Pause und sagt bestimmt: Was ist der Lohn dafür? Niemand dankt es uns heute.

Schweigend sehen sie mich an. Und ich höre mich sagen, sicher muß man wieder aufbauen, wenn man zuvor ganz Europa in Schutt und Asche gelegt hat.

Abrupter Themenwechsel. Eigentlich ist es doch schon ganz schön kalt auf dem Balkon geworden. Ob der Kuchen wohl schon da ist, schauen wir einmal nach. Und überhaupt, spät ist es geworden, eigentlich wollten wir doch schon die ganze Zeit gehen. Der Balkon leert sich, ich habe den ganzen Platz für mich und kann den langen Nachmittag die Sonne auf mich scheinen lassen.

So werden wir es jetzt machen, C!

Wir werden etwas sagen, so oft es nur geht. Nichts mehr schlucken. Nicht nicken und nicht verschämt lächeln. Und C, wir werden einfach sagen, was wir denken, gleich, sofort. Keine Sorge, es kann nicht blöder sein, als das was wir hören. Die Scham kommt nur vom Schweigen.

Aufbruch von der Busstation in den Bergen. Das erste Ehepaar begegnet uns, die Frau einige Schritte hinter ihm. Grüß Gott! Grüß Gott! Er schaut uns an und die Frage kommt ihm sofort: Ja, wo habt ihr denn eure Männer?

Keine Ahnung, sagt C.

Das werden wir in den nächsten Tagen wieder und wieder gefragt werden, an Wegbiegungen, auf der Rastbank, in der Hütte und auf dem Lager, beim Wandern, beim In

die Luft Schauen, beim Teetrinken oder beim Zähneputzen: Wo wir unsere Männer denn versteckt haben? Sind wir so hoch gestiegen, weil wir im Tal keine Männer mehr finden? Und was sagen unsere Männer eigentlich zu unserem Ausflug? Ob wird den schon kennen, den mit dem Jesus und dem aufs Kreuz legen und dem Schnaps? Und sind die Rucksäcke nicht zu schwer für zwei Mädels wie uns? Unsere Rucksäcke, sind sie so groß, weil unser Schminkzeug soviel Platz braucht? Und brauchen wir eine Tragehilfe, die uns gleich mitträgt? Und überhaupt, wie sind wir Fräuleins denn so hoch nach oben gekommen?

Freundliches Interesse verlangt eine Antwort:

»Ja, liebe Herrleins, was Sie da fragen, wissen Sie, in Wahrheit ist die Antwort eine sehr traurige Geschichte. Wir hatten am Anfang dreißig Männer dabei, aber fünf davon mußten wir auffressen, weil wir zu schwach waren, Proviant zu tragen. Und die restlichen achtzehn haben die halsbrecherische Seilbahnfahrt, die Sie ja gottlob heil und mutig überstanden haben, nicht überlebt. Nein, Unsinn, in Wirklichkeit ist alles ganz anders. Also, hören Sie zu: Es ist nämlich so, wir hassen Männer und Schminkzeug und schleppen deshalb in unseren Rucksäcken als Lippenstifte getarnte Äxte umher und auch nach 1000 Litern Schnaps könnten wir es nicht über unseren empfindlichen Magen bringen, Sie aufs Kreuz zu legen. Dürfen wir Sie noch etwas fragen? Weil Sie schon der siebenundzwanzigste sind, der davon redet, was sind eigentlich diese ›Männer‹, nach denen uns alle fragen ...«

Eine Antwort kommt uns nicht immer leicht über die Lippen, aber wir versuchen uns. An der nächsten Wegbiegung schon wird uns ein Frager entgegenkommen, der auf unsere Antwort wartet und mit unserer Antwort nicht gerechnet hat: Ehepaar mit Frau im Schlepptau, Männerseilschaft oder Vater zeigt seinem Sohn die Berge? Und welcher der Sprüche wird es sein? Die Variationen sind bald erschöpft – Schminkzeug, Schwäche, Einsamkeit. Fast niemand läßt es bei einem Grüß Gott oder wie schön sind die Berge oder ist es noch weit zur Hütte gut sein. Nein, zwei Mädchen so allein in den Bergen, da steht allemal jedermann sofort bereit zur Kommentierung. Eine einzige alleine wandernde Frau ist uns in der ganzen Woche begegnet. Hektisch einen warmen Tee auf einer schmalen Bank trinkend, schnell aufbrechend, wortlos und in raschem Schritt.

Und zwei Frauen miteinander in den Bergen? In diesen sieben Tagen sind wir die einzigen, aber zu zweit.

Am vorletzten Tag in der Hütte, C will morgen auf 3000 Meter zu Eiszeitseen auf einem Hochplateau steigen. Sie liest nach, trittsicher und schwindelfrei sollte man für den Weg sein. Wir fragen die Männer am Nachbartisch. Sie mustern uns und haben ihr Urteil gleich parat: Zu gefährlich für euch. Ungesichert und es geht mehrere hundert

Meter steil nach unten. Sie hätten es kaum geschafft mit ihrer Ausrüstung. Wir bedanken uns für die Information.

Und streiten den ganzen Abend. C will es versuchen. Sie hat sich die Tour so ausgedacht. Sie will die Seen sehen. Sie nimmt keine Rücksicht auf mich und meine Angst, finde ich. Soll ich den ganzen Tag alleine auf der Hütte sitzen bleiben? Sie ist wütend, daß ihr Bergführer den Weg als relativ leicht beschrieben hat. Ich möchte die Seen sehen und gleichzeitig habe ich Angst.

Am Ende einigen wir uns – ich will es doch versuchen. Ich kann ja immer noch umkehren.

Am nächsten Morgen brechen wir auf. Unsere Tischnachbarn vom gestrigen Abend ziehen sich die Bergstiefel an. Stürzt nicht ab, rufen sie uns nach.

Wir stürzen nicht ab, denn der Weg ist gut gesichert. Wann kommt die lebensgefährliche Todessturzstelle für zwei Mädchen allein in den Alpen? Sie kommt nicht. Stolz stehe ich in meinem blauen Anorak am eiszeitlichen Bergsee. Vergessen hatten wir, diesen letzten Abend in der Hütte gleich zu antworten. Aber das Stürztnichtab werden wir uns aufheben für die nächste Begegnung, die bald kommt.

III.

H hat immer noch Angst auf dem Parkplatz, B geht nicht mehr allein in den Wald. Die Mutter eines Freundes hat nach zwei Tagen eine Wanderung durch die Fränkische Schweiz abgebrochen. Sie war allein mit ihrem Hund unterwegs. Sie hat die Kommentare nicht mehr ausgehalten.

Und ich nicke oft immer noch wortlos, wenn ich vor Höhentouren gewarnt werde. Ich sehe mich über Witze mühsam lächeln und höre mich schweigen. Aber bald werde ich wieder etwas dagegen sagen – und zwar gleich. Und ich verspreche euch, ihr könnt euch sicher sein, die Gelegenheiten werden mir nicht schnell genug ausgehen.

Ingrid Sedlacek

Da unsere Wissenschaftlerinnen-Werkstatt unter dem Thema »Frauen und Macht (im Wissenschaftsbetrieb)« steht, bietet es sich an, einige Blicke auf die Amazonen zu richten. Als Motiv der Kunst wurden diese immer und immer wieder mit dem Thema »Frauen und Macht« in Verbindung gebracht.

Seit der griechischen Antike ist das sagenhafte Volk der Amazonen ein beliebtes Sujet in der bildenden Kunst. Im antiken Griechenland existierten zahlreiche Berichte vom Frauenvolk der kriegerischen Amazonen und von deren Kämpfen gegen das Volk und die Herrschaft der Griechen.

Nach griechischer Vorstellung siedelten die Amazonen meist im Nordosten Kleinasiens an der südlichen Küste des Schwarzen Meeres und in der Nähe des Flusses Thermodon. Sie wurden von den Griechen immer als Fremde und Barbarinnen betrachtet, deren Kultur in krassem Gegensatz zur eigenen stand. Während sich die Aufgaben der freien Griechen in der klassischen Antike nahezu ausschließlich auf den häuslichen Bereich beschränkten, die Führung des ehelichen Haushaltes und das Gebären und die Erziehung des Nachwuchses, stellten die Amazonen die Umkehrung dessen dar, was im klassischen Athen als gute Sitte galt. Die Amazonen waren Kriegerinnen und gute Reiterinnen, die zu Fuß und zu Roß fochten, jagten und Kriege führten. Ihre Waffen waren Speer und Bogen sowie Streitäxte und halbmondförmige Schilde, und gelegentlich dienten ihnen Schlangenhäute als Schutz.

Männer spielten bei den Amazonen überhaupt keine oder nur eine unbedeutende Rolle. Einem Strang der Überlieferung zufolge hatten Männer zum Land der Amazonen keinen Zutritt. Für den notwendigen Nachwuchs sorgten dann Zusammenkünfte der Frauen mit den Männern der Nachbarstämme. Die Töchter wurden von den Amazonen selbst großgezogen, die ungewollten Söhne entweder ihren Vätern übergeben, zu Krüppeln verstümmelt oder von ihren Müttern getötet. Anderen Quellen zufolge lebten die Amazonen mit Männern zusammen, wobei die Geschlechterrollen vertauscht wurden: Die Frauen übernahmen die Regierung und die öffentlichen Ämter, die Männer lebten in häuslicher Zurückgezogenheit, den Befehlen ihrer Gattinnen gehorchend. »Sie hatten weder mit dem Krieg noch mit der Staatsverwaltung etwas zu schaffen und durften überhaupt nirgends öffentlich auftreten« (Diodor 3,53), sondern kümmerten sich um die Erziehung des Nachwuchses.

Den Griechen galten die Amazonen als reales irdisches Volk, das entweder vom Kriegsgott Ares und der Nymphe Harmonia abstammte oder von hinterbliebenen Skythinnen. Wenn auch die Lokalisierung zuweilen differiert, so sind sich alle Autoren der Überlieferung doch darin einig, daß die Amazonen außerhalb der griechischen Welt angesiedelt waren. Je weiter die griechischen Heere und SiedlerInnen in diese Gebiete vordrangen, desto mehr verschoben sie die Heimat der Amazonen in unbekanntes Gebiet. Das Verschwinden des Frauenvolkes wird mit der Vertreibung durch Herakles erklärt. (...)

In der nachhomerischen Zeit bildeten sich drei Sagenkomplexe um die Amazonen heraus. Der eine handelt von Achill und Penthesilea. Besagte Amazonenkönigin war den Trojanern zu Hilfe gekommen und wird im Zweikampf von Achill getötet. Über das Amazonenabenteuer des Herakles wird berichtet, daß dieser in das Reich der Amazonen aufbricht, um den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyte zu holen. Die attische Amazonensage erzählt vom Kriegszug des Theseus in das Land der Amazonen. Theseus raubt die Königin Antiope (oder Hippolyte, Melanippe, Glauke) bzw. folgt diese ihm freiwillig als dessen Geliebte oder Ehefrau. Daraufhin unternehmen die Amazonen einen Rachezug gegen die Griechen und belagern Athen, bis sie von Theseus besiegt werden.

Im antiken Griechenland wurde der weiblich dominierte Staat der Amazonen als unerträgliche Abweichung verstanden, die beseitigt werden mußte. Im Mythos verweigern sich die Amazonen der Ehe und bleiben ungezähmt. Sie sind mit einer als typisch weiblich begriffenen Wildheit ausgestattet, zu der sexuelle Zügellosigkeit gehört. In der bildenden Kunst Griechenlands werden sie als junge Mädchen dargestellt, in einem Stadium also, das auch in Griechenland vor der ehelichen »Zähmung« lag. Die Wildheit der Amazonen mußte in den Mythen durch Zivilisation bekämpft und besiegt werden.

Wir können davon ausgehen, daß die Amazonenmythen männliche Phantasien von einer von Frauen regierten Gesellschaft repräsentieren. Handlungsweisen und Sexualität der Amazonen gelten ausschließlich auf das Überleben und die Erfolge des eigenen Stammes ausgerichtet. Sie lehnen jede Art von Unterordnung gegenüber Männern ab, negieren die Ehe und geregeltes eheliches Sexualverhalten und leben in Promiskuität. Damit verweigern sie sich einem Stereotyp von Frau und weiblicher Gesittetheit. Die Kleidung der Amazonen unterstreicht ihr Barbarentum (Fellkleidung, enge Hosen und Haarkappe oder Rüstung und Helm oder kurzes Gewand) und steht in deutlichem Kontrast zu den bodenlangen Gewändern der griechischen Frauen. Aus männlicher Perspektive wurden die Amazonen deshalb außerhalb der griechischen Welt angesiedelt und gehörten zu barbarischen Gesellschaften, wo jeder nach griechischer Vorstellung unterschiedslos Sklavin oder Sklave war. Freiheit konnte nach griechischer Staats-

philosophie nur in Abhängigkeit von freien Männern bestehen, die zum Regieren geeignet waren.

Heute wird davon ausgegangen, daß im Amazonenmythos Eindrücke verarbeitet worden sind, die die Griechen durch Kontakte mit einigen fremden Völkern gewonnen hatten. So trafen sie z. B. auf Steppenvölker wie die Skythen, die im Schwarzegebiet angesiedelt waren. Deren Frauen ritten ganz selbstverständlich zu Pferde, was für das Kulturverständnis der griechischen Krieger undenkbar war. Möglicherweise ist der Mythos der Amazonen unter derartigen Eindrücken entstanden und nicht unbedingt auf die Existenz matrilinearer Gesellschaften zurückzuführen.

Den Griechen diente der Mythos als Warnung davor, wie eine Gesellschaft ohne männliche Herrschaft aussehen würde. Infolgedessen mußten die Amazonen negativ gekennzeichnet werden: als gefühlloses Volk von Kindsmörderinnen, das sich durch Männerfeindlichkeit auszeichnete. Die Negativcharakterisierung der Amazonen war unbedingt notwendig für die griechische Sichtweise, da die das Fremde und Andersartige verkörpernden Frauen die griechische Kultur bedrohten. Darstellungen siegreicher Amazonen sind von der Antike her nicht bekannt. Immer wurde deren Rolle als Unterlegene betont, entweder bei Darstellungen im Kampf gegen die Griechen oder in Einzeldarstellungen, die sie als Verwundete und Besiegte zeigten.

Wie aber sind Künstler aus späteren Epochen mit dem Amazonenmythos umgegangen? Um dieser Frage nachzugehen, habe ich fünf unterschiedliche Versionen in der darstellenden Kunst aus verschiedenen Epochen herausgesucht, die ich hier gerne vorstellen möchte.

Vittore Carpaccio: Gesandtschaft der Amazonen (um 1500)

Tafelgemälde, 102 x 145 cm, Musée Jacquemart-André, Paris

Der venezianische Künstler Vittore Carpaccio (1465/67 – 1526/27) stellt in seinem um 1500 entstandenen Gemälde Amazonen dar, die den feindlichen Griechen eine Botschaft überbringen.

Carpaccios Amazonen sind wunderschöne Frauen, die in eleganten, höfischen Gewändern der Mode um 1500 zu Pferde nahen, jede eine Standarte haltend. Die edlen Amazonen kommen, so scheint es, aus freiem Willen hierher, in feindliches Gebiet geritten. Offensichtlich haben sie nichts zu befürchten. Sie tragen zwar reichgeschmückte Helme mit exzentrischem Helmschmuck, sind aber unbewaffnet. Hier ist man zusammengekommen, um zu verhandeln, nicht um zu kämpfen. Standarten und Helme erinnern allerdings an die kriegerischen Erfolge der Amazonen. Zugleich sind sie hier mit höfischer Eleganz ausgestattet.

Für Carpaccio ist es kein Widerspruch, daß die Kriegerinnen gesittete, elegante Damen sind. Ihre Gesittetheit, ihre Vornehmheit und ihre Eleganz werden unterstrichen durch die Art und Weise, wie sie reiten. Die Amazonen haben ihre Pferde an die Kandare genommen, die Köpfe der Pferde in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt, die Wildheit gezähmt. Überhaupt sind es keine wilden Pferde – ebensowenig wie Carpaccios Amazonen keinerlei Wildheit mehr ausstrahlen –, sondern zahme Pferde, die einen Paßgang vorführen.

Die rechte Bildhälfte erzählt uns, daß die Amazonen der freien Natur entstammen, die Carpaccio dem durch die Architektur gekennzeichneten Bereich der Griechen gegenüberstellt. In der linken Bildhälfte herrschen strenge geometrische Formen vor. Die Amazonen werden offenbar von den Griechen in einer Loggia erwartet, deren Säulen sich zur Landschaft, zu den Amazonen hin, öffnen. Carpaccio gelingt es, die frei in die Landschaft plazierte Loggia in eine architektonische Form einzupassen, die sich gleichermaßen von der Natur absetzt und sich zu ihr hin öffnet.

Die Griechen – junge, gutaussehende Männer – erscheinen wie potentielle Partner der Amazonen. Ihr Anführer, ein bäriger Alter, sitzt auf einem Thron (oder vor einer Türrahmung, die an einen Thron erinnert). Ein Schreiber, dessen Pult auf einem Holzpodest auf die Wiese gestellt wurde, sieht den ankommenden Amazonen erwartungsvoll entgegen, die Feder auf das Papier gesetzt, auf dem die Botschaft der Amazonen festgehalten werden soll.

Die Machtverhältnisse in diesem Bild sind ausgeglichen. Die unabhängigen Amazonen haben ihr Terrain verlassen, zeigen sich aber gesittet auf zahmen Pferden. Die feindlichen Griechen kommen den Frauen entgegen, indem sie sich im Freien eingerichtet, ihre Zivilisation in die Natur – und damit in den Bereich der kriegerischen Frauen – verlegt haben. Beide Seiten sind sichtlich bemüht, den Gegner zu akzeptieren, und haben sich ihm angenähert. Das Bild wird getragen von einer hoffnungsvollen Stimmung, vom Hoffen auf einen Kompromiß, auf Frieden.

Carpaccios Gemälde wird mit der Geschichte des Theseus in Verbindung gebracht, die Giovanni Boccaccio um 1340 bearbeitet hatte. Es ist vermutet worden, daß es sich bei der von Carpaccio dargestellten friedlichen Begegnung der Amazonen mit den Griechen um eine Illustration des Ersten Gesangs von Boccaccios »Teseida delle nozze d'Emilia« handelt. Während die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Amazonen und Griechen ausgesetzt werden, überbringt Hipolyte, die Königin der Amazonen, den Griechen folgende Botschaft: Sie schlägt ihnen einen Wettkampf zwischen den beiden Kavalieren vor, die sich in ihre Schwester Emilia verliebt haben, zur Entscheidung, wer von beiden sie zur Frau nehmen dürfe.

Peter Paul Rubens: Amazonenschlacht (um 1615/1618)

Öl auf Holz, 121 x 165 cm, Alte Pinakothek, München

Die Amazonenschlacht, die Peter Paul Rubens um 1615/1618 gemalt hat, wirkt von ihrer Komposition her ausgesprochen monumental und lässt an die Riesenformate von Schlachtenbildern denken. Allerdings misst dieses Rubens-Gemälde nur 121 x 165 cm. Es handelt sich dabei um ein Kabinettbild, das der Künstler für seinen Gönner, den Antwerpener Kaufmann Cornelis van der Goest, gemalt hat.

Im Unterschied zu Carpaccios gut 100 Jahre älterer Darstellung wählt Rubens für sein Amazonenbild als Thema den offenen Kampf zwischen den Kriegerinnen und den feindlichen griechischen Männern. Tatsächlich könnte die kriegerische Auseinandersetzung zwischen den zwei feindlichen Parteien kaum dramatischer geschildert werden. Auf den ersten Blick nehmen wir lediglich ein kreisförmig angeordnetes Schlachtentgemmel wahr, aus dem wir erst mit der Zeit einzelne Figuren herauslösen können. Beim Entschlüsseln der kämpfenden Masse helfen die tiefroten Farbtupfer einiger Amazonengewänder.

Der eigentliche Kampf findet auf der Brücke statt. Vom linken Bildrand preschen die Griechen los, die Amazonen verfolgend, die nach rechts flüchten. Hinter einigen mit ihren Speeren ausholenden Griechen ist die erste Amazone zu erkennen, von drei Seiten von Feinden umzingelt. Sie, die einen Helmbusch aus Pfauenfedern trägt, kann selbst kaum kriegerisch agieren: ein Grieche hat sie an ihrem Gewand gepackt. Ihre Arme und Hände werden von Griechen verdeckt und wirken so wie abgeschnitten.

Weiter rechts ist eine zweite Amazone sichtbar, die rücklings von ihrem sich aufbäumenden Pferd stürzt. Sie kann mit ihren Händen gerade noch die Fahne festhalten, an deren Fahnenstiel aber bereits zwei Griechen zerren. Einer der beiden holt mit seinem Säbel aus, als setze er dazu an, die Amazone zu entthaupten. Auch ihr ist keine Gegenwehr mehr möglich.

In der Bildmitte stürmt von hinten eine voll bewaffnete Amazone heran, die mit ihrer Rechten ausholt, um den tödlichen Schlag des Griechen auf ihre Mitstreiterin zu vereiteln. Vom Scheitelpunkt des Brückebogens herab, direkt unter dem Pferd des säbel-swingenden Griechen, hängt ein kopfloser männlicher Oberkörper. Dieses an sich beängstigende Motiv, das die (griechischen) Männer elementar bedroht zeigt, wird abgepolstert bzw. gemildert durch die anstehende Enthauptung der Fahnenträgerin.

Weiter rechts hält eine Amazone ihrerseits den Kopf eines Besiegten triumphierend in die Höhe, wird jedoch gleichzeitig von einem Griechen an der Schulter gepackt. Reiterlose Pferde stürzen nach rechts davon, im Vordergrund gleitet eine Reiterin von ihrem Pferd zu Boden.

Bei Rubens gibt es für die Amazonen keinen Ausweg. Offenbar ist ihnen die Flucht nach rechts verstellt, denn im Vordergrund stürzen sie alle, getrieben von den Griechen bzw. einer unheimlichen Macht, kopfüber mit ihren Pferden in den Fluß. Wie von unsichtbarer Hand werden sie im Verlaufe ihres Sturzes entkleidet. Ihre Gewänder lösen sich von ihren Körpern, bis die Amazonen schließlich vom Sog des Stromes erfaßt werden und – tot oder lebendig – im Wasser treiben. Auf der linken Seite sehen wir eine von einem Griechen ins Wasser getriebene Amazone zu Pferd. Ihr Pferd bewegt sich über zwei völlig entkleidete Amazonenkörper hinweg. Unklar bleibt, ob der eine Griechin, dessen Körper vom linken Bildrand beschnitten wird, mit dem Tuch, an dem er zieht, leblose Frauenkörper bedecken möchte oder ob er es wegzieht, um sie vollständig zu entblößen.

Rubens wählte für dieses Amazonengemälde einen Augenblick, in dem die Machtverhältnisse nicht mehr offen sind. Anders als bei Carpaccio liegen bei ihm die Griechen im Vorteil, obwohl die Amazonen diesen schwer zugesetzt haben. Die Männer treiben die Frauen in den tödlichen Strudel. Es scheint, als ob die Amazonen in dem Moment, in dem sie im Kampf ihre Waffen verlieren, auch jeglichen (inneren) Halt verlieren. Waffenlos werden sie automatisch zu schutzlosen, nackten Frauen. Rubens lässt dem aggressiven weiblichen Kriegerinnentum keinen Ausweg, sondern löst es in nackte Schutzlosigkeit auf. Seine Malerei schwelgt in passiven, von einem Sog ergriffenen nackten Frauenkörpern, denen er so erotische Anziehungskraft verleiht.

Rudolf Schadow: Achill und Penthesilea (1822, von Emil Wolff vollendet)

Marmor, zerstört, Kriegsverlust

Der deutsche Bildhauer Rudolf Schadow schuf 1822, im Jahr seines Todes, die Marmorgruppe »Achill und Penthesilea«, die Emil Wolff vollendete.

Die Amazonenkönigin Penthesilea wird tödlich verwundet gezeigt. Penthesilea ist in sich zusammengesunken, ihre Augen scheinen geschlossen oder zumindest fast geschlossen, als Zeichen ihrer Erschöpfung und ihrer Verwundung. Die Art, wie sie kauert, lässt sie sehr weiblich und gleichzeitig sehr dekorativ, aber auch schwach wirken. Durch Achills Griff unter Penthesileas Oberarm wird ihre linke Brust leicht emporgezogen und somit betont. Penthesilea erscheint ausgesprochen grazil und graziös, mit passiver, aber auch eleganter Handhaltung. Um diese graziöse Pose zu ermöglichen, ließ Schadow sie auf einer kleinen Erhebung niedersinken. Würde sie auf ebener Erde zusammensacken, wäre der Winkel zwischen Ober- und Unterkörper schärfer, härter,

nicht so fließend. Sie hält sich nicht mehr aus eigener Kraft aufrecht, sondern wird von Achills energischer Linker gehalten, vor dem Absacken bewahrt.

Die Linien ihres Körpers weisen abwärts, werden vom Erdboden angezogen, während Achill eine nach oben aufstrebende Linie darstellt. Ihrer nackten linken Brust entspricht Achills nackte rechte. Penthesileas Kopf verdeckt Achills Geschlecht, das von ihrer Kappe berührt werden müßte. Achill signalisiert männliche Stärke und den Drang, Penthesilea zu verteidigen. Er scheint einen Feind zu beobachten, der der Amazone auflauert, und ist bereit, für Penthesilea zu kämpfen. Da die Köpfe der beiden nach links gerichtet sind, kommt die Assoziation auf, Achill könnte sich gegen jenen (von den Seinen) wenden, der Penthesilea verletzt hat. Achills Körper ist muskulös gestaltet, sehr schlank, jünglingshaft. Penthesilea wird als Mädchenfrau dargestellt, deren Körper nichts von ihrem Kriegerinentum verrät. Ebenso lässt die ausgesprochen zurückhaltende Muskelzeichnung bei Achill diesen nicht als Herkules-Gestalt erscheinen. Vielmehr wird, genau wie bei Penthesilea, sein jugendlich-schöner Körper gezeigt. Achills wehender Umhang signalisiert Bewegung, Penthesileas Haltung Stillstand, gleichzusetzen mit Tod.

Penthesileas Körper ist fließend, Achills vergleichsweise kantiger mit dem spitzen Winkel seiner rechten Armbeuge. Während die kriegerische Amazone bei Schadow zur schutzlosen, schwachen Mädchenfrau wird, ist Achill der Stärke und Schutz ausstrahlende Mann, der die Amazone hätte retten können. Die Innigkeit, mit der die beiden Körper aneinandergelegt sind, erinnert an ein Liebespaar, wobei das Aufliegen bzw. die Nähe der phrygischen Kappe Penthesileas zu Achills Penis diese Assoziation verstärkt. Schadow bezieht sich mit dieser Skulptur auf die antike Überlieferung, nach der Achill sich in die sterbende, von ihm verletzte Penthesilea verliebte.

Allein die Kappe, die Penthesilea trägt, verhindert, daß ihr Kopf Achills empfindsame Stelle berührt. Um genau diesen Punkt konzentriert sich die Skulptur: Die Amazone, die bei Schadow ja eigentlich keine Kriegerin, sondern eine schöne junge Frau ist, findet an dieser Stelle ihre eigentliche Bestimmung. Hätte sie die an das Kämpfen gemahnende Kappe nicht, wäre sie keine kriegerische Amazone, dann könnte sie zu ihrer eigentlichen Berufung finden: als Liebesgefährtin des Achill. So erzählt uns Schadow, daß die Stärke der Amazone sinnlos und verfehlt sei, da die Frau nicht dem ihr ureigenst Zuge-dachten, der Liebe zum stärkeren Mann folgte.

Anselm Feuerbach: Amazonen auf der Wolfsjagd (um 1868)
Öl auf Leinwand, 58 x 127 cm, Hessisches Landesmuseum,
Darmstadt

Wieder eine andere Sichtweise auf die Amazone gibt Anselm Feuerbach in seinem Gemälde »Amazonen auf der Wolfsjagd«. Die Thematik der Wölfe jagenden Amazonen

hat keine Vorläufer – weder in der Antike noch in der Kunst des 19. Jahrhunderts. Offenbar handelt es sich bei der Wolfsjagd um ein Produkt der Phantasie des Künstlers.

Der erbitterte Kampf, den die Amazonen bei Feuerbach nicht gegen griechische Krieger, sondern gegen Wölfe antreten, ähnelt in seiner Heftigkeit der Rubens-Schlacht. Wie dort Frau gegen Mann kämpft, so ist es hier der Kampf Frau gegen Bestie. Drei Reiterinnen stoßen ihre Lanzen gegen Wölfe. Der Wolf in der Bildmitte hat sich im Oberschenkel der reitenden Amazone festgekrallt, die ihn ihrerseits im Nacken packt und wegziehen versucht. Rechts daneben stoßen zwei Amazonen ihre Lanzen gegen Wölfe, und im Vordergrund, etwa in der Bildmitte, stößt eine kniende Amazone einem auf dem Rücken liegenden und infolgedessen hilflosen Wolf ihre tödliche Lanze ins Fell.

Was könnte der Anlaß für diese Wolfsjagd gewesen sein? Eine Jagd setzt die gezielte Absicht des Jägers voraus, seine Beute zu töten, um entweder das Fleisch und die Haut u. a. zu verwerten oder die Beute als Trophäe zu nutzen. Was aber mögen die verbissen jagenden Amazonen mit den getöteten Wölfen anfangen?

Da keines der genannten Motive als hinreichende Erklärung erscheint, sehe ich im Grunde ein Gefühl bestätigt, das sich bereits beim ersten Betrachten des Gemäldes einstellt: hier geschieht etwas Seltsames, etwas Ungeheuerliches. Klassische Jagdmotive fehlen. Was bleibt, ist die Tatsache, daß hier Frauen Tiere jagen, die zu den wildesten überhaupt zählen.

Offenbar vergleicht der Maler die Wildheit der Amazone mit dem gejagten Tier: Nach der Betrachtung des Gemäldes werden wir feststellen, daß die Amazonen in Feuerbachs Gemälde durchaus nicht als chancenlos dargestellt sind wie bei Rubens. Wahrscheinlich wird es ihnen sogar gelingen, die Oberhand über die Bestien zu gewinnen. Feuerbach lässt den Kriegerinnen die Aussicht auf den Sieg über die Feinde. Die Feinde aber sind Bestien, und der Sieg ist damit kein erhabener, der die Siegerinnen adelt. Es bleibt ein schaler Geschmack auf der Zunge. Die Erinnerung an eine Wolfsmutter, die ihr Junges aus dem Gemetzel und vor den Kriegerinnen zu erretten sucht.

Franz von Stuck: Amazone (1897)

Bronze, Höhe 64 cm, Breite 34 cm, Tiefe 17,5 cm, Liebieghaus, Frankfurt/M.

Ganz im Zeichen des Jugendstils präsentiert sich die Amazone, die Franz von Stuck 1897, kurz vor der Jahrhundertwende, in Bronze gießen ließ.

Stuck lässt die Amazone nackt auf einem Pferd reiten. Ihr schlanker Körper ist zurückgebogen, um mit der rechten Hand, in der sie ihre Lanze führt, besser ausholen zu können. Mit ihrer Linken drückt sie den Hals ihres Pferdes zur Seite, um besser zielen zu

können. Die Amazone fixiert ein unbekanntes Ziel, vor dem ihr Pferd offenbar zurück-scheut, denn Maul und Augen sind aufgerissen. Entweder also scheut das Pferd vor seinem Gegenüber, oder das klaffende Maul, die angelegten Ohren und die aufgerissenen Augen sollen als Zeichen der Wildheit des Pferdes verstanden werden: beides ist denkbar. Durch den Kunstgriff des in kämpferischer Haltung zurückgelehnten Frauenkörpers gelingt es Stuck, dessen Nacktheit noch besser vor den BetrachterInnen zu entfalten, als dies bei senkrechter Haltung möglich wäre.

Die nackte Amazone beherrscht ihr wildes Pferd ohne Zaumzeug und Sattel. Sie preßt ihre Schenkel an den Pferdekörper, das linke Bein hält sie ausgestreckt, um Balance zu finden. Durch Schenkeldruck dirigiert sie das Pferd in die gewünschte Richtung. Zwar reitet die Amazone ihr Pferd ohne Sattel, doch zeugen die beschlagenen Hufen, und der zusammengeknotete Schweif von den üblichen pferdepflegerischen Maßnahmen, die auch von einer Amazone vorgenommen werden.

Für Franz von Stuck war der antike Mythos der Amazone ein willkommener Anlaß, die erotische Wirkung eines weiblichen Aktes zu Pferde voll zu entfalten. Zur Steigerung der erotischen Wirkung seiner Bronzefigur nutzte Stuck weitere Kunstgriffe: Der mächtige Helm, der in starkem Kontrast zur Nacktheit des weiblichen Körpers steht; die vollen Brüste, die durch die zurückgelehnte Haltung leicht nach außen fallen, was ihre runden Kurven noch besser zur Geltung bringt. Letztendlich wird auch das Verhältnis der Amazone zum Pferd sexualisiert. Bei genauer Betrachtung des Pferdekörpers wird man die Geschlechtsorgane eines Hengstes erkennen.

Die fünf Werke, die ich hier als Querschnitt aus fünf Jahrhunderten angeführt habe, sind Beispiele für die männliche Perspektive auf Frauen, die Macht haben. Sie zeigen uns zum einen, daß dieser männliche Blick oft voller Angst auf den mächtigen Frauen ruht. Zum anderen wird deutlich, daß in den Darstellungen in der Nachantike wie bereits in denen der Antike das Bestreben vorherrscht, die Amazonen zu stigmatisieren.

MACHT IN LITERATUR UND PHILOSOPHIE – EINE TEXTCOLLAGE

Margarethe Herzog

Im folgenden literarischen Essay habe ich Gedanken zu Bereichen von Macht aufgenommen – ihren Selbstzweck, ihre gesellschaftlichen und politischen Anwendungsbeziehe, ihre Auswüchse in kriegerischen und totalitären Zusammenhängen sowie ihre psychologische Bedenklichkeit – wie sie während der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zwar im Raum standen, aber in dieser Ausdrücklichkeit wenig Raum zur konkreten Auseinandersetzung fanden. Ein zentraler Text, wie der zu »Macht und Gewalt« (1969) von Hannah Arendt, war im Vorfeld der Werkstatt-Tage bereits in einem Reader zur Diskussion gestellt worden. Und so sind Bezüge zu diesem wie auch anderen in den hier abgedruckten Dokumentationsbeiträgen nicht zufällig. Ob also in einem AG-Bericht, wie dem über Durchsetzungsstrategien, ob im Vortrag über Amazonen in den darstellenden Künsten oder in Einführungsreferaten und Podiumsbeiträgen, eine Auseinandersetzung mit dem Thema Macht führt an gleiche Schnittpunkte zentraler Fragestellungen.

Mein Anliegen ist es, die Gefahr des einen Zitats (von Hannah Arendt insbesondere), das verschiedene Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten begründet, aufzuheben. Gewählt habe ich deshalb einen weiteren Kontext, der sich mit Hannah Arendt als politischer Denkerin befaßt, dazu Elias Canetti (»Macht und Überleben«, 1962) als Vertreter einer gleichen Zeit. Beide, in ihrem ästhetischen und politischen Denken sowie in ihrem literarischen und essayistischen Schreiben von der Geschichte der Kriege, des Faschismus und des Totalitarismus im Europa des 20. Jhds. nachhaltig beeinflußt, kommen zu nachgerade gegensätzlichen, vielleicht aber auch komplementären Auffassungen über das Wesen der Macht und daraus resultierenden Gefahren bzw. Chancen. Des Weiteren habe ich Peter Weiss als Autor der »Ästhetik des Widerstands« (1983) gewählt und bell hooks (»Sehnsucht und Widerstand«, 1996), die als Afroamerikanerin, Feministin und Schriftstellerin zeitgenössische Vertreterin einer Widerstandästhetik auch im wissenschaftlichen Bereich ist. Während bell hooks den Blick auf Macht im Kontext von (post-)kolonialen Herrschaftsverhältnissen und Widerstandsstrukturen zu richten hilft, hinterfragt Peter Weiss Herrschafts- und Handlungsformen in ihrer historischen, politischen und sozialen Gegebenheit und sucht nach Konsequenzen auf künstlerische Weise.

»Und wie anmutig das Haar gekräuselt, wie kunstvoll geschürzt und gegurtet das leichte Kleid, wie zierlich das Ornament an den Riemen des Schildes, am Bug des Helms, wie zart der Schimmer der Haut, bereit für Liebkosungen, doch ausgesetzt dem unerbittlichen Wettstreit, der Zerfleischung und Vernichtung« (Weiss, 1983:7). Ob Amazonen bei Carpaccio, Rubens, Schadow oder Feuerbach (vgl. Beitrag Ingrid Sedlacek in diesem Band) oder griechische Göttinnen auf dem Fries von Pergamon nach Peter Weiss – wenig unterscheiden sich die bildlich plastischen Darstellungen in ihrer Aussage darüber, daß Eigenständigkeit und potentielle Macht von Frauen nicht bestehen sollen. Ach ...

Elias Canetti faßt in seinem Essay »Macht und Überleben« 1962 das Ziel und die Passion des Überlebens als den Kern und Triumph von Macht. »Die Situation des Überlebens ist die zentrale Situation der Macht (...) das Gefühl der Erhabenheit über den Toten« (Canetti 1980:409). In der Erfahrung des Überlebens und der Gewöhnung daran, so Canetti, liegen Lust und Grund von Macht, und ziehen den Drang und die Zwangsläufigkeit des Tötens nach sich, um Intensität, Erfolg und Erhalt von Macht zu gewährleisten. »Denn das Glücksgefühl konkreten Überlebens ist eine intensive Lust. Einmal eingestanden und gebilligt, wird sie nach ihrer Wiederholung verlangen und sich rapid zu einer Passion steigern, die unersättlich ist. (...) Die Passion ist die der Macht« (Canetti 1980:413). Die Beispiele und Ausführungen Canettis zum Ausgangspunkt seiner Annahme reichen weit. Er spricht von den alleinigen, bisweilen verborgenen Herrschaftsbestrebungen von Machthabern, ob Mussolini oder Shaka¹, die sich als einzige wähnen oder sehen wollen. »Es geht um eine private Passion des Machthabers: seine Lust am Überleben wächst mit seiner Macht. (...) Der eigentliche Inhalt dieser Macht ist die Begierde, massenhaft Menschen zu überleben. (...) Denn die eigentliche Absicht des wahren Machthabers ist so grotesk wie unglaublich: er will der einzige sein« (Canetti 1980:416). Massenhaft tritt dieses Streben nach Macht durch Überleben laut Canetti in Kriegen auf und kann sich im Befehligen ebenso wie im Töten selbst manifestieren. »Der Krieg bietet so auch dem einfachen Mann, der sich in Friedenszeiten als nichts besonderes vorkommen mag, die Gelegenheit zu einem Gefühl von Macht, nämlich eben dort, wo dieses Gefühl seine Wurzeln hat, im gehäuften Überleben. (...) Etwas vom Glanz der Unverletzlichkeit umstrahlt jeden, der heil zurückkehrt« (Canetti 1980:414/415). Schließlich flieht Canetti Erkenntnisse über Zusammenhänge von Wahn-Sinn und Macht ein. In Zeugnissen des früheren Dresdner Senatspräsidenten Schreber² findet er das Wesen der Macht als Wahn alleinigen Überlebens dargestellt. Als Vorstadium gilt, sich als einziger zu sehen, auf den es ankommt. Das äußerste und letzte Stadium der Macht tritt mit der Verwirklichung des Wunsches

1 Begründer des südafrikanischen Zulu-Reiches

2 »Denkwürdigkeiten«, von Freud 1911 in »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoïdes)« aufgenommen.

ein, daß alle Mitmenschen bereits zugrunde gegangen sind (Canetti, 1980:422). Diese Form kann im Akt der räumlichen Entfernung der anderen stattfinden³, oder in der tatsächlichen Umsetzung im Töten und Überleben. All diese Arten von Macht sieht Canetti in der Realität gegeben, in den extremen Formen, die wir kennen, als Wahn (Canetti, 1980:423).

Offen aber bleibt für ihn die eine Frage: »Schließlich gehören die Menschen, wir alle, auch dazu, und ein weitaus wichtigerer Teil einer Untersuchung solcher Macht hätte sich damit zu befassen, warum wir ihr gehorchen« (Canetti, 1980: 423).

Hier möchte ich nun Hannah Arendt anführen, die in ihrer Schrift »Macht und Gewalt« (Arendt 1969/1998¹³) nicht nur Macht und Gewalt, Stärke und Kraft, sowie Autorität und die dazugehörigen Durchsetzungsmöglichkeiten in wörtlicher Bedeutung und politischem Gebrauch differenzierend beleuchtet hat. Auch Begriffe wie der Einzige, Machthaber, Beherrschte und Gehorsam (Entfernung) spielen bei ihr eine Rolle.

Macht als einem Staate inhärente Herrschaftsform, so scheint es Hannah Arendt, wird bereits seit dem griechischen Altertum über Voltaire und Max Weber bis Sartre bloß als Instrument der Herrschaft begriffen, über das der Staat gleichsam der Gewalt verfügt. »Macht« also, wie schon Voltaire meinte, »besteht darin, andere zu veranlassen, so zu handeln, wie es mir beliebt« (Arendt, 1998:37). Und »Befehlen und Gehorchen, ohne das gibt es keine Macht – sie braucht kein anderes Attribut ... Jenes Etwas, ohne das Macht nicht sein kann, ihr Wesen ist der Befehl« (Arendt zitiert hier B. Jouvenel, 1998:37). Ausgedeutet können diese Auffassungen mit den bei Canetti dargestellten extremen Folgen und Formen von Macht bis hin zum Wahn übereinstimmen. Auch problematisiert Hannah Arendt die Konsequenzen für die menschliche Psychologie, die aus solcherlei wissenschaftlichen und philosophischen Meinungen über Macht, Herrschaft, Gehorsam und Gewalt resultieren. »John Stuart Mill (...) spricht von den zwei fundamentalen ›Gemütszuständen des Menschen ... Der eine ist das Verlangen, Macht über andere auszuüben, der andere die Abneigung dagegen, Macht über sich ausüben zu lassen« (Mill zitiert bei Arendt 1998:40). Aber Arendt geht es um eine weitreichendere Differenzierung der Begriffe und Verhältnisse, und dabei um eine andere Perspektive auf geschichtliche Deutung staatlicher Gewalterscheinungen, politischer Verantwortung und Handlungsspielräume. »Wenn die athenische Polis von ihrer Verfassung als Isonomie sprach, einer Organisation der Gleichen im Rahmen des Gesetzes (...) so schwiebte ihnen ein anderer Macht- und Gesetzesbegriff vor, dessen Wesen nicht auf dem Verhältnis zwischen Befehlenden und Gehorchen beruht und der Macht und Herrschaft oder Gesetz und Befehl nicht gleichsetzt« (Arendt, 1998:41). Somit steht Arendt mit ihrer Auffassung über das Wesen

3 So tat es der Sultan Muhammed Tughlak von Delhi im 14. Jhd., der das Volk aus der Stadt verbannte (Canetti, 1980:418).

der Macht gegen Canetti. In ihrer Definition von Macht schreibt Arendt diese niemals einem einzelnen zu. »Was den Institutionen und Gesetzen eines Landes Macht verleiht, ist die Unterstützung des Volkes; (...) sie erstarren und verfallen, sobald die lebendige Macht des Volkes nicht mehr hinter ihnen steht⁴« (Arendt 1998:42). Somit kommt bei Arendt der Macht, Machthabenden und Machtausübenden durchaus ein sinn- und gemeinschaftsstiftender Charakter zu. »Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln. Über Macht verfügt niemals ein einzelner; sie ist im Besitz einer Gruppe und bleibt nur so lange existent, als die Gruppe zusammenhält. Wenn wir von jemand sagen, er ›habe die Macht‹, heißt das in Wirklichkeit, daß er von einer bestimmten Anzahl von Menschen ermächtigt ist, in ihrem Namen zu handeln⁵« (Arendt, 1998:45).

Jenseits von Canettis apodiktischer Perspektive auf Macht, erlaubt es uns Hannah Arendt mit ihrer Definition gerade im thematischen und strukturellen Rahmen von Wissenschaft nach positiven Deutungs- und Handlungsmustern von Macht zu fragen. Macht tritt nach Arendt in Gemeinwesen, in politischen Verhältnissen auf, entscheidend auch mit Gruppierungen, deren RepräsentantInnen und FürsprecherInnen, und wirkt sich in einem gesellschaftlich-politischen Kräftespiel aus. Unter Arendts Beispielen figuriert der universitäre Campus als Ort von Macht- und Gewaltauseinandersetzungen. »... weil die Universität eine Institution ist, die ihrem Wesen nach auf Autorität basiert, aber machtmäßig [der Vielzahl ihrer StudentInnen] immer unterlegen und auf Achtung angewiesen ist, kann sie sich der Macht der Studenten schwer anders als durch Gewalt erwehren« (Arendt, 1998:47). Erst gemeinschaftliches und solidarisches Handeln begründet nach Arendt Macht (vgl. Fußnote zu den griechischen Sklavenhaltern). »Macht entsteht, wann immer Menschen sich zusammentun und gemeinsam handeln, ihre Legitimität beruht nicht auf den Zielen und Zwecken, die eine Gruppe sich jeweils setzt; sie stammt aus dem Machtanspruch, der mit der Gründung der Gruppe zusammenfällt«

4 Für den Gedanken der Vereinzelungsmöglichkeit als Machtausdruck bei Canetti bzw. Macht eines einzelnen durch Überleben verwendet Arendt den Begriff der Stärke und später auch den der totalen Herrschaft. »Von Plato bis Nietzsche hat man die fast instinktive Feindseligkeit der Vielen gegen den Einen, der sich von ihnen absondert, dem Ressentiment der Schwachen gegen den Starken zugeschrieben, aber diese psychologische Deutung (...) übersieht, daß es im Wesen einer Gruppe und der von ihr erzeugten Macht liegt, sich gegen Unabhängigkeit, die mit Stärke Hand in Hand geht, zu wehren« (Arendt 1998:46). Und totale Herrschaft macht »nicht nur ihren Gegnern, sondern auch ihren Freunden und Anhängern den Garaus (...), da sie sich gegen Macht schlechthin, also auch gegen die mögliche Macht organisierter Anhänger wendet« (Arendt 1998:57).

5 Noch einmal auf die griechische Polis bezugnehmend, erläutert Arendt, wie selbst die Herrschaftsstruktur mit Sklaven in der Machtorganisation im alten Griechenland nicht im Widerspruch zur Differenzierung und Deutung von Macht als politische Handlungsform im Gegensatz zur bloßen Herrschaftsform steht. »Selbst das despotischste Regime, das wir kennen, die Herrschaft über Sklaven, die ihre Herren an Zahl immer übertrafen, beruhte nicht auf der Überlegenheit der Gewaltmittel als solchen, sondern auf der überlegenen Organisation der Sklavenhalter, die miteinander solidarisch waren, also auf Macht« (Arendt 1998:51). Allerdings müßte nach Arendts Ansatz ebenso die Ermächtigung der Herrschenden durch ihr Volk u. U. die Sklaven mitbedacht werden.

(Arendt 1998:53). Macht wird bei Arendt also etwas Absolutes und zum Selbstzweck, gehört zum Wesen aller staatlichen Gemeinwesen, aller irgendwie organisierten Gruppen und ist überhaupt erst die Bedingung, in Begriffen der Zweck-Mittel-Kategorie zu denken (Arendt 998:52).

Hannah Arendt bietet uns in ihrer Macht-Auseinandersetzung und Definition ein Denkmodell, das wir gleichsam als Aufruf für ein Handlungsmodell aufnehmen können: als zahlenkräftige Solidargemeinschaft von Wissenschaftlerinnen an der Uni unsere Interessen zu verfolgen. Denn so Arendt: »*Der Extremfall der Macht ist gegeben in der Konstellation: Alle gegen Einen*« (Arendt, 1998:43).

»*Dies ist eine Intervention. Eine Botschaft aus dem Raum am Rand, der ein Ort der Kreativität und Macht ist, aus dem alles einschließenden Raum, in dem wir uns erlösen, von dem aus wir uns solidarisch in Bewegung setzen, um die Kategorie Kolonisierte/Kolonisierende auszulöschen. Marginalität als Ort des Widerstands. Betretet den Raum. Wir wollen uns dort treffen*« (hooks, 1996:156). bell hooks ist als Afroamerikanerin in den USA in einer eigenen und von der Perspektive der Herrschenden aus betrachtet, in einer marginalisierten Welt aufgewachsen. »*Am Rande stehen heißt Teil eines Ganzen sein, aber außerhalb des eigentlichen Systems. Für uns als schwarze Amerikanerinnen und Amerikaner, die in einer kleinen Stadt in Kentucky lebten, waren die Eisenbahnschienen eine tägliche Erinnerung an unsere Randposition. Auf der anderen Seite dieser Schienen waren gepflasterte Straßen, Geschäfte, die wir nicht betreten, Restaurants, in denen wir nicht essen, und Menschen, denen wir nicht direkt ins Gesicht sehen durften. Jenseits dieser Schienen lag eine Welt, in der wir als Dienstmädchen, als Türsteher, als Prostituierte arbeiten konnten, Haupt- sache, es war in einer dienenden Eigenschaft. Wir durften diese Welt betreten, aber nicht dort leben. (...) Wir schauten von draußen hinein und von drinnen hinaus. Wir richteten unsere Aufmerksamkeit auf das Zentrum und auf den Rand. Wir verstanden beide. Diese Sichtweise erinnerte uns an die Existenz eines Gesamtuniversums, eines Ganzen, das sich aus Rand und Zentrum zusammensetzt (...) – einer Sichtweise, die den meisten unserer Unterdrücker unbekannt war*« (hooks 1996:151). bell hooks Sicht auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse speist eine postkoloniale Haltung, die Hannah Arendt nicht hatte.⁶ Die Afroamerikanerin versucht in ihrem Buch »Sehnsucht und Widerstand« (Berlin 1996) die Annäherung an einen theoretischen und gesellschaftlichen Standpunkt, der als Standort die Herkunft als Unterdrückte/Kolonisierte berücksichtigt, einen Randort/Marginalität mit Widerstand und Solidarität beschreibt, und eine Bewegung im universitären und poststrukturalistischen Raum ermöglicht. bell hooks findet Herrschafts-

6 In Hannah Arendts Bemerkungen und Ausführungen zu gesellschaftlichen Randgruppen finden sich kaum emanzipatorische Ansätze im Sinne neuerer postkolonialer Thesen und Bestrebungen.

verhältnisse in Lebens- wie Sprachstrukturen.⁷ »Oft, wenn die radikale Stimme über Herrschaft spricht, sprechen wir zu denen, die herrschen. Ihre Gegenwart verändert die Natur und die Richtung unserer Worte. Auch Sprache ist ein Ort des Kampfes« (hooks 1996:147). So plädiert und praktiziert hooks einerseits eine Wahl gemischten Sprechens, d.h. eine Sprache und Sprecherinnenposition, die persönlich und wissenschaftlich sein kann, vom eigenen Schmerz in der Geschichte berichten soll aber sich auch der Normen und implizierten Lücken von Wissenschaftssprache bedienen kann. »Es ist keine leichte Aufgabe, unsere mannigfaltigen Stimmen in die verschiedenen Texte, die wir schaffen, aufzunehmen. (...) Privatsprache in einem öffentlichen Diskurs, eine intime Intervention, die einen anderen Text herstellt, einen Raum schafft, der mich dazu befähigt, alles zu befreien, was ich in Sprache bin; ich finde so viele Lücken, Abwesenheiten in diesem geschriebenen Text« (hooks 1996:148). Eine Vielfalt von Stimmen gewährt eine Variabilität des Standorts. Erst daraus resultiert eine Stärke des Wissens von Unterdrückung und Solidarität und die Verpflichtung, die Position der Widerständischen vom Rande zu vertreten. Für bell hooks ist gerade auch der Ort der Universität und die hier gewählte Sprache, d. i. zugleich die durch sie vermittelte Beteiligung am Wissen, der Bereich geworden, in dem Herrschaftsverhältnisse erfahrbar, zugleich Macht vom Rande her (aus-)übbar geworden ist. »Meine Mutter sagte einmal zu mir, als ich im Begriff war, wieder an die überwiegend weiße Universität zurückzukehren: Du kannst nehmen, was die Weißen anzubieten haben, aber du brauchst sie nicht zu lieben. (...) Sie betonte meine Macht, trennen zu können zwischen nützlichem Wissen, das ich von der herrschenden Gruppe bekommen konnte, und einer Beteiligung an diesem Wissen, die zu Entfremdung, Vereinsamung und Schlimmerem – Assimilation und Vereinnahmung – führen würde« (hooks 1996:153).

Indem bell hooks die Erfahrung des existentiellen und gesellschaftlichen Gewaltaspekts von Macht ebenso wie die mit Solidarität und Widerstand konnotierten handlungsorientierten Formen von Macht beleuchtet, setzt sie sich von der Position Canetts wie von der Arendts weiterweisend ab. Mit einem Blick auf die aktuellen Wissenschaftstheorien und Gesellschaftsentwicklungen führt bell hooks uns mit ihrer Überlegung, wie Macht ohne und gegen die Gewalt möglich werden kann, in einen bildungspolitischen und kulturpraktischen Rahmen. »Werden wir uns innerhalb komplexer und sich ständig verschiebender Machtbeziehungen auf die Seite der Kolonisierungsmen-

7 In ihren kritischen Sprachbetrachtungen treffen sich bell hooks und Hannah Arendt, wenngleich methodisch weit voneinander entfernt, insofern, als Arendt die dezidierte Differenzierung von Wörtern, ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauch forderte (etwa ihre Ausführungen zu Macht, Stärke, Kraft, Gewalt und Autorität) und hooks verschiedene Ebenen von Sprache, deren Funktion und Verwendung, Ausdrucksquantum und Auslassungen in einem Kontext von Herrschafts- bzw. herrschaftsfreien Diskursen (persönlich-emotionaler, privat-familiärer und wissenschaftlich-beherrschter) unterscheidet.

talität stellen? Oder bleiben wir bei den Unterdrückten auf der Seite des politischen Widerstands stehen, bereit, unsere Art des Sehens, des theoretischen Arbeitens und des Kulturschaffens auf jenes revolutionäre Bemühen auszurichten, das den Raum schafft für den unbegrenzten Zugang zur Freude und der Macht des Wissens, für eine Transformation?« (hooks 1996:145).

LITERATUR

- Arendt, Hannah (1998¹³): Macht und Gewalt. München (1969).
- Canetti, Elias (1980): Macht und Überleben (1962). In: ders. Zwiesprache 1931-1976. Berlin.
- hooks, bell (1996): Radikale Perspektive: Sich am Rand ansiedeln. In: Sehnsucht und Widerstand, Berlin, S. 145-156.
- Weiss, Peter (1983¹¹): Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt am Main (1975).

Anhang

»MACHT ABER BESITZT EIGENTLICH NIEMAND ...« – LITERATUREMPFEHLUNGEN

Martina Winkelmann

»Macht aber besitzt eigentlich niemand, sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie zusammen handeln und sie verschwindet, sobald sie sich wieder zerstreuen. [...] Wer, aus welchen Gründen immer, die Isolierung sucht und an diesem Zusammen nicht teilhat, muß zumindest wissen, daß er auf Macht verzichtet und die Ohnmacht gewählt hat, ungeachtet dessen, wie groß seine individuelle Stärke und wie gut seine Gründe sein mögen.«

Mit diesem Zitat von Hannah Arendt¹ begann der Einladungstext für die Jahrestagung 1998² der Bundes-AG Frauen von Stipendiatinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Auch auf dieser Tagung ging es um die Auseinandersetzung mit Fragen zu Macht und Geschlecht. Strukturen von Macht wurden beleuchtet und der Frage nachgegangen, in welcher Situation frau Macht hat und wie sie damit umgeht. Wir haben das Stimmrecht (und wie viele nehmen es wahr?), wir können studieren, habilitieren, wir könnten theoretisch jede Führungsposition besetzen. Theoretisch zumindest. Praktisch sendet uns die Realität ganz andere Botschaften. Sind es die alten männlich geprägten und besetzten Netze, die da den Frauen den Zugang verweigern? Oder sind es möglicherweise auch eigene Schwierigkeiten und Vorbehalte gegenüber Macht, mit denen Frauen sich den Karrieresprung erschweren?

Die nachfolgende Literaturliste ist im wesentlichen aus den Empfehlungen der Vorbereitungsfrauen der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt und den Vorschlägen der Bundes-AG Frauen im Vorfeld der erwähnten Jahrestagung zusammengesetzt. Natürlich ist die Zusammenstellung nicht vollständig. Ich hoffe dennoch, sie kann der einen oder anderen Hinweise geben und regt an, sich dem Themenkomplex des Verhältnisses von Frauen zu Macht zu nähern.

1 Vita activa, München/Zürich 1981, S. 194 f.

2 »Nehmen sie sich Platz, Madame«, Jahrestagung 1998 der BAG Frauen der Hans-Böckler-Stiftung vom 12. bis 14. Dezember 1998 in Berlin.

- Abarbanel, Karin (1996): *Frau macht sich selbständig: How to succeed on your own*. Drömer Knaur, München.
- Allen, Amy (1996): *Foucault on Power. A Theory for Feminists*. In: Hekman, Susan (Hg.): *Feminist Interpretations of Michel Foucault*. Pennsylvania State University, S. 265-281.
- Arendt, Hannah (1981): *Vita activa*, München/Zürich.
- dies. (1990): *Macht und Gewalt*. (7. Aufl.) München.
- Bauer, Brigitte (1979): Zum differentiellen Effekt des Lehrerstudiums. Einige empirische Ergebnisse zur weiblichen Sozialisation an der Hochschule. In: Metz-Göckel, Sigrid (Hg.): *Frauenstudium. Zur alternativen Wissenschaftsaneignung von Frauen*. Blickpunkt Hochschuldidaktik 54, Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik Hamburg.
- Baumgärtel, Bettina / Neysters, Silvia (1995): *Die Galerie der starken Frauen (Katalog zur Ausstellung)*. Klinkhardt & Biermann.
- Berliner Matriarchatsarbeitsgruppe (Hg.) (1995): *Auf den Spuren von Göttinnen. Berliner Museen feministisch betrachtet (mit Beiträgen u. a. von Dörte Doering)*. Frauen Reisen, Berlin.
- Beyer, Katrin (Hg.) (1996): *Frau – Macht und Gewalt. Protokollband zur 3. Tagung Sächsischer FrauenforscherInnen am 29. und 30. Januar 1994 in Dresden*. (Hg.): Technische Universität Dresden, Zentrum für Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Dresden.
- Biester, Elke / Geißel, Brigitte u. a. (Hg.) (1991): *Staat aus feministischer Sicht. Arbeitskreis Politik und Geschlecht in der DVPW*, Berlin.
- Bischoff, Sonja (1990): *Frauen zwischen Macht und Mann. Männer in der Defensive, Führungskräfte in Zeiten des Umbruchs*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- dies. (1991): *Männer und Frauen in Führungspositionen in der Wirtschaft der Bundesrepublik*. Hamburg.
- Bock-Rosenthal, Erika / Haase, Christa u. a. (1978): *Wenn Frauen Karriere machen*. Frankfurt/M.
- Brehmer, Ilse (1989): *Mädchen, Macht, Mathe. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung*, Universität Bielefeld. Parlamentarische Staatssekretärin für die Gleichstellung von Frau und Mann, Düsseldorf.
- Brumlop, Eva (1992): *Frauen im Management: Innovationspotential der Zukunft?* In: *Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 39. Jg. Jan., S. 554-563.
- Dahlhoff, Jutta (Hg.) (1986): *Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des 6. Internationalen Historikerinnentreffens 1985*. Düsseldorf.

- Dick, Ulla (1992): Netzwerke und Berufsverbände für Frauen. Reinbek.
- Dumont DuVoitel, Waltraud (1994): Macht und Entmachtung der Frau. Eine ethnologisch-historische Analyse. Campus-Verlag, Frankfurt/M.
- Echter, Dorothee (1994): Lust auf Macht? Wie Frauen positiv Einfluß nehmen. ECON-Taschenbuch-Verlag, Düsseldorf.
- Eckart, Christel (1985): Töchter in der »vaterlosen Gesellschaft«. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse. In: Hagemann-White, Carol / Rerrich, Maria (Hg.): FrauenMänner-Bilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Bielefeld.
- Eisler, Riane (1989): Von der Herrschaft zur Partnerschaft. Weibliches und männliches Prinzip in der Geschichte. München.
- Elias, Norbert (1986): Wandlungen der Machtbalance zwischen den Geschlechtern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38. Jg., S. 424-449.
- Feministische Studien. 9/1991, Nr. 1 (Schwerpunktthema zu Frau – Macht – Karriere).
- Feyl, Renate (1983): Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft. Darmstadt und Neuwied.
- Flaake, Karin (1989): Nur nicht nach den Sternen greifen, oder: Die falsche Bescheidenheit der Frauen in der Öffentlichkeit. In: Psychologie heute special, S. 78-81.
- dies. (1990): Grenzenlose Wünsche – beschränkte Möglichkeiten. In: Pädagogik 10/90, S. 34-37.
- dies. (1991): Frauen und öffentlich sichtbare Einflußnahme. In: Feministische Studien, H.1, S. 137.
- Foster, Helga / Lukoschat, Helga u.a. (Hg.) (1998): Die ganze Demokratie. Zur Professionalisierung von Frauen und Politik. Pfaffenweiler.
- Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt/M.
- Frerichs, Petra (1997): Klasse und Geschlecht. Bd. 1: Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen. Opladen.
- Gallese, Liz Roman (1986): Von den Folgen des Erfolgs. Gespräche mit Spitzenmanagerinnen. Reinbek.
- Geißler, Birgit / Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim.
- Gerhard, Ute (1990): Patriarchatskritik als Gesellschaftsanalyse. In: Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und Frauenstudien (Hg.): Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Pfaffenweiler.
- Gildemeister, Regine (1992): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Ostner, Ilona / Lichtblau, Klaus (Hg.): Feministische Vernunftkritik. Frankfurt/M.
- Gimbutas, Marija (1996): Die Sprache der Göttin. (2. Aufl.) Zweitausendeins, Frankfurt/M.

- Goodrich, Thelma Jean (Hg.) (1994): Frauen und Macht. Neue Perspektiven für die Familitentherapie. Campus-Verlag, Frankfurt/M.
- Göttner-Abendroth, Heide (1993): Die Göttin und ihr Heros. Die matriarchalen Religionen in Mythos, Märchen, Dichtung. 10. Aufl. München.
- dies. (1991): Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik., 5. Aufl., München.
- dies. (1995): Das Matriarchat I, Geschichte seiner Erforschung. (3. Aufl.) Stuttgart.
- dies. (1991): Das Matriarchat II, 1. Stammesgesellschaften in Ostasien, Indonesien, Ozeanien. Stuttgart.
- dies. (im Erscheinen): Das Matriarchat II, 2. Stammesgesellschaften in Amerika, Indien, Afrika. Stuttgart.
- dies. (im Erscheinen): Matriarchat in Südchina. Stuttgart.
- dies. (1994): Für die Musen. Neun kulturkritische Essays I. (7. Aufl.) Zweitausendeins, Frankfurt/M.
- dies. (1998): Für Brigida. Neun kulturkritische Essays II. Zweitausendeins, Frankfurt/M.
- Göttner-Abendroth, Heide / Derungs, Kurt (Hg.) (1997): Matriarchate als herrschaftsfreie Gesellschaften. edition amalia, Bern.
- Gottschall, Karin / Müller, Ursula (1991): Lehrende in der Frauenforschung zwischen Lust und Frust. In: Fabianke, Ruth / Kahlert, Heike (Hg.): Frauen in der Hochschullehre: Auf der Suche nach neuen Lehr- und Lernformen. Hochschuldidaktische Arbeitspapiere 24, Interdisziplinäres Zentrum für Hochschuldidaktik. Hamburg.
- Gravenhorst, Lerke / Tatschmurat, Carmen (Hg.) (1990): Töchterfragen. NS-Frauengeschichte. Freiburg i. Br.
- Günter, Andrea (1996): Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz. Bausteine einer feministischen politischen Theorie. Königstein/Taunus.
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (1999): Zur Ethnisierung von Geschlecht. Dekonstruktion einer Biografie. In: Das Argument, 229, 41. Jg. H.1, S.53-61.
- Hagemann-White, Carol (1987): Macht und Ohnmacht der Mutter. In: Rommelspacher, Birgit (Hg.): Weibliche Beziehungsmuster. Frankfurt.
- dies. (1992): Das Ich, das Es und die Geschlechterverhältnisse: Wie weit trägt die Betrachtung der Zweigeschlechtlichkeit als kulturelles Konstrukt? Vortrag 29. Sept. 1992, Soziologietag in Düsseldorf.
- dies. (1992): Machtstreben und Männlichkeit: Extrafunktionale Qualifikationen im Hochschullehrerberuf. In: Wetterer, Angelika (Hg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt/M.
- Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Ungleiche Schwestern? Frauen in Ost- und Westdeutschland. Anspruch und Alltag. Gemeinsamkeiten

- und Unterschiede. Mit Beiträgen u. a. von Hildegard Maria Nickel. (Katalog zur Ausstellung) Bonn.
- Hausen, Karin (1996): Patriarchat. In: *Journal für Geschichte*, H. 5, S. 12 ff.
- Helgesen, Sally (1991): Frauen führen anders. Vorteile eines neuen Führungsstils. Frankfurt/M.
- Helwig, Gisela / Nickel, Hildegard Maria (Hg.) (1993): *Frauen in Deutschland 1945 – 1992*. Bonn.
- Hendricks, Elizabeth (1992): Women, Power, Empowerment. In: Wiley, Carol A. (Hg.): *Women in the Martial Arts*. Berkeley, S. 134-138.
- Hennig, Margaret / Jardim, Anne (1987): Frau und Karriere. Erwartungen, Vorstellungen, Verhaltensweisen. Reinbek.
- Holzhauer, Johanna / Steinbauer, Agnes (1994): *Frauen an der Macht. Profile prominenter Politikerinnen*. Eichborn, Frankfurt/M.
- hooks, bell (1984): *Feminist Theory. From Margin to Center*. South End Press, Boston.
- dies. (1990): Schwesterlichkeit. Politische Solidarität unter Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis: Geteilter Feminismus. Rassismus. Antisemitismus. Fremdenhaß*. 13. Jg., 27, S. 77-92.
- dies. (1996): *Sehnsucht und Widerstand. Kultur Ethnie Geschlecht*. Berlin.
- Kahlert, Heike (1999): Wer fürchtet sich vor weiblicher Elite? Zur Diskussion um Chancengleichheit und Eliteförderung im Bildungswesen. In: Fischer, Dietlind / Fribertshäuser, Barbara u. a. (Hg.): *Neues Lehren und Lernen an der Hochschule. Einblicke und Ausblicke*. Weinheim.
- Kempf, Susanne (1996): *Frauen und Macht bei den Navajo (1868 bis 1980)*. Holos-Verlag, Bonn.
- Kerchner, Brigitte (1992): *Beruf und Geschlecht*. Göttingen.
- Kline, Nancy (1994): *Frauen an die Macht: Women and power. Der andere Weg zur Spalte*. ECON-Taschenbuch-Verlag, Düsseldorf et al.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1990): Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hoff, Ernst-H. (Hg.): *Die doppelte Sozialisation Erwachsener. DJI Materialien*, München.
- dies. (1992): *Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion*. In: Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer, Angelika (Hg.): *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg i. Br. S. 287-325.
- Koller-Tejeiro, Yolanda M. (Red.) (1993): *Dokumentation Wer Macht Technik? Frauen zwischen Technikdistanz und Einmischung; ein Symposium der Frauenakademie München e.V. und der Volkshochschule München, Gasteig mit Unterstützung der Gleichstellungsstelle, Oktober 1991*. FAM, München.

- Krais, Beate (1993): Nachrichten aus der Welt des Geistes. Von Intellektuellen, Studenten und anderen gebildeten Frauen und Männern. In: WSI-Mitteilungen, H. 4, S. 240-250.
- Lenz, Ilse / Luig, Ute (1990): Frauenmacht ohne Herrschaft. Berlin.
- Lerner, Gerda (1986): Die Entstehung des Patriarchats. (1. Ausgabe) Frankfurt/M.
- Lorde, Audre (1984): Sister Outsider. Crossing Press Feminist Series.
- dies. (1988): Lichtflut: neue Texte. (Aus d. Engl. von Margarete Längsfeld) Berlin.
- Luig, Ute (1997): Fruchtbarkeit und Macht der Frauen. Ethnographische Anmerkungen zu einem multidisziplinären Diskurs. Das Arabische Buch, Berlin.
- Lukoschat, Helga (1999): Netzwerk und Empowerment. Konzepte zur Stärkung der Handlungs- und Bündnisfähigkeit von Frauen in der Politik. Ergebnisse und bildungspolitische Implikationen einer Befragung von Spitzeneinflusspolitikerinnen. Dissertation am Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin.
- Lutzau, Mechthild von (1993): Schulleiterinnen. Interviews. Manuskript, Kassel.
- Maiohofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von Geschlecht. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt/M., S. 168-187.
- Maindok, Herlinde (1989): Anerkennung und Entwertung. Veränderungen in der Beurteilung weiblicher Fähigkeiten und Leistungen? In: Müller, Ursula / Schmidt-Waldherr, Hiltraud (Hg.): FrauenSozialKunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewußtsein. Bielefeld.
- Mayr-Kleffel, Verena (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen.
- Metz-Göckel, Sigrid (1997): Die Lust an der Macht und Konkurrenz unter Frauen. Selbstverständnis und Differenzen zwischen den Generationen von Frauen in Macht-positionen. In: Macha, Hildegard / Klinkhammer, Monika (Hg.): Die andere Wissenschaft: Stimmen der Frauen an Hochschulen. Bielefeld.
- Meyer, Birgit (1988): Frauenpolitik und Frauenmacht. Über die Notwendigkeit der Veränderung unserer politischen Kultur. In: Die Neue Gesellschaft – Frankfurter Hefte, H.2, S. 163-168.
- Meyer-Seethaler, Carola (1988): Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturt-heorie. Zürich.
- Meyer-Seethaler, Carola (1993): Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole. Zürich.
- Müller, Ursula (1990): Zur Erotik der Gleichheit. In: Schlüter, Anne / Kreienbaum, Maria Anna u. a.: Was eine Frau umtreibt. Pfaffenweiler.

- dies. (1995): Frauen und Führung. Fakten, Fabeln und Stereotypisierungen in der Frauensforschung. In: Wetterer, Angelika (Hg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt/M.
- dies. (1998): Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozeß – mit Beispielen aus Betrieben und der Universität. In: Neuberger, Oswald / Rastetter, Daniela (Hg.): Geschlechterdifferenzen und Personalmanagement. Sonderheft der Zeitschrift für Personalforschung, München.
- Müller-Rückert, Gabriele (1993): Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR. Weibliche Lebenswelten im Spiegel literarischer »Frauengeschichten« und sozialwissenschaftlicher Auswertung. Bielefeld.
- Neusel, Aylâ / Tekeli, Sirin u.a. (Hg.) (1991): Aufstand im Haus der Frauen. Berlin.
- Nickel, Hildegard Maria (1997): Der Transformationsprozeß in Ost- und Westdeutschland und seine Folgen für das Geschlechterverhältnis. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament« B53/97.
- dies. (1998): Zurück in die Moderne? Kontinuitäten und Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Deutsches Institut für Fernstudienforschung an der Universität Tübingen (Hg.): Funkkolleg – Deutschland im Umbruch. Studienbrief 5, Studieneinheit 17, Tübingen.
- Onnen-Isemann, Corinna / Oßwald, Ursula (1992): Der Zusammenhang von Berufs- und Familienlaufbahn bei westdeutschen Professorinnen. In: Neue Impulse. Mitteilungen der Gesellschaft Deutscher Akademikerinnen, H. 1, S. 7-16.
- Ostner, Ilona (1991): »Weibliches Arbeitsvermögen« und soziale Differenzierung. In: Leviathan, Jg. 19, H. 2.
- Penrose, Virginia (1993): Orientierungsmuster des Karriereverhaltens deutscher Politikerinnen. Ein Ost-West-Vergleich. Bielefeld.
- Politologinnen-Brevier (1993). Verzeichnis politikwissenschaftlich und politisch arbeitender Frauen mit Arbeitsschwerpunkten und Interessengebieten. Berlin.
- Popitz, Heinrich (1969): Prozesse der Machtbildung. Tübingen.
- Prokop, Ulrike (1976): Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt/M.
- Roemhild, Regine (Hg.) (1994): Fraueninteressen – Frauenpolitik. Definitionen und Initiativen. Mit Beiträgen u. a. von Sigrid Metz-Göckel. Weinheim.
- Schaeffer-Hegel, Barbara (1984): Frauen und Macht. Der alltägliche Beitrag der Frauen zur Politik des Patriarchats. Pfaffenweiler.
- Schaeffer-Hegel, Barbara (1996): Säulen des Patriarchats. Zur Kritik patriarchaler Konzepte von Wissenschaft – Weiblichkeit – Sexualität und Macht. Pfaffenweiler.

- Schaeffer-Hegel, Barbara / Foster, Helga u.a. (1995): Frauen mit Macht. Zum Wandel der politischen Kultur durch die Präsenz von Frauen in Führungspositionen. Centaurus-Verlags-Gesellschaft, Pfaffenweiler.
- Scheller, Andrea (1995): Frau Macht Raum. Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt als Ausdruck von Machtstrukturen. Geographisches Institut, Universität Zürich.
- Schlei, Marie (1990): Frauen an der Macht. Athenäums Programm, Hain.
- Schlüter, Anne (Hg.) (1992): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler.
- Schmerl, Christiane / Nestmann, Frank (Hg.) (1990): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social Support. Frankfurt/M.
- Schröter, Ursula / Kaufmann, Eva u.a. (1997): Als ganzer Mensch leben. Lebensansprüche ostdeutscher Frauen. Trafo-Verlag.
- Schultz, Dagmar (1990): Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit »den Anderen« in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 27, S. 45-57.
- dies. (1997): Ethnische Diskriminierung von Wissenschaftlerinnen an deutschen Hochschulen. In: Macha, Hildegard / Klinkhammer, Monika (Hg.): Die andere Wissenschaft: Stimmen der Frauen an Hochschulen. Bielefeld. S. 131-141.
- Schulz-Erker, Gisela (1995): Frauen, Öffentlichkeit und das Problem der Macht. Centaurus-Verlags-Gesellschaft, Pfaffenweiler.
- Sirman, Nükhet (1991): Verhaltensstrategien von Bäuerinnen zur Stärkung ihrer Position in Ehe und Familie. In: Neusel, Aylâ u.a. (Hg.): Aufstand im Haus der Frauen. Berlin.
- Stalmann, Franziska (1992): Die Schule macht die Mädchen dumm. Die Probleme mit der Koedukation. Piper, München.
- Stechert, Kathryn (1988): Frauen setzen sich durch. Leitfaden für den Berufsalltag mit Männern. Frankfurt/M.
- Steen, Uta van (1988): Macht war mir nie wichtig. Gespräche mit Journalistinnen. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M.
- Stein, Otti / Weg, Marianne (Hg.) (1988): Macht macht Frauen stark. Frauenpolitik der 90er Jahre. Hamburg.
- Szepansky, Gerda (1995): Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR. Frankfurt/M.
- Theobald, Hilde (1993): Chancengleichheit durch die Anerkennung von Differenzen zwischen Frauen und Männern. In: zweiwochendienst Frauen und Politik, 7. Jg., Nr. 75.
- Völger, Gisela (Hg.) (1997): Sie und Er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich. Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln.

Wetterer, Angelika (1992): Theoretische Konzepte zur Analyse der Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. In: Wetterer, Angelika (Hg.): Profession und Geschlecht. Frankfurt/M.

Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (Hg.) (1995): Unter Hammer und Zirkel. Frauenbiografien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen. Pfaffenweiler.

AUTORINNEN-VERZEICHNIS

Blastik, Anita, geb. 1967, Dipl.-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Gestalttherapeutin, Forschungs-Supervisorin, arbeitet seit fünf Jahren in der ambulanten Therapie- und Beratungsstelle für Frauen (TuBf e.V.) in Bonn. 1997 veröffentlichte sie: Selbstbilder von Mädchen im Zerrspiegel kultureller Zwei-geschlechtlichkeit. Pfaffenweiler. Ihre noch unveröffentlichte Doktorarbeit schrieb sie bei Christina Thürmer-Rohr und Birgit Rommelspacher zu den monologischen Erinnerungsmustern von Frauen, die im Nationalsozialismus herausragende Funktionen ausübten.

Burkert, Esther, hat Psychologie studiert, promoviert gerade von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert über politische Orientierungen von Auszubildenden. Seit vielen Jahren ist sie beim Notruf und der Beratung für vergewaltigte und belästigte Frauen und Mädchen, Regensburg. Sie schreibt leidenschaftlich gern.

Erb, Annette, geb. 1964, Sozialfürsorgerin und Diplompsychologin, promoviert seit 1995 zum Thema: Wissenschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Spanien am Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Gebiet der Psychologie; Mitarbeiterin in Frauenprojekten und Lehrbeauftragte an der Fachhochschule Potsdam.

Heimberg, Anke, geb. 1967, Studium der Deutschen Sprache und Literatur, Soziologie und Medienwissenschaften an den Universitäten Marburg und Wien; langjährige Mitarbeit im Feministischen Archiv Marburg; intensive Auseinandersetzung mit Fragen der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an Hochschulen – zuletzt innerhalb der »Planungsgruppe Gender Studies« an der Philipps-Universität Marburg; wissenschaftliche Mitarbeiterin der zentralen Frauenbeauftragten der Uni Marburg; seit 1999 HBS-Stipendiatin zum Promotionsthema »Frauenbilder, Männerbilder, Geschlechterverhältnisse: Autorinnen der Weimarer Republik und des Exils (Maria Gleit, Irmgard Keun, Ruth Landshoff-Yorck, Victoria Wolff).«

Herzog, Margarethe, geb. 1964, studierte Lateinamerikanistik und Germanistik (M.A. 1992). Seit 1997 Promotion an der Freien Universität Berlin zum Thema »Litera-

rische Lebensentwürfe einer jungen Migrantinnengeneration aus Kuba, der Dominikanischen Republik und Puerto Rico (am Beispiel von Cristina García, Julia Alvarez und Esmeralda Santiago)«, gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung. Tätig als Lehrbeauftragte und Publizistin in Berlin mit den Arbeitsschwerpunkten karibische Literaturen, feministische und postkoloniale Theorien.

Hildebrandt, Susanne, geb. 1964, Studium der Volkswirtschaft und Politikwissenschaft (M.A., 1990) in Heidelberg, danach berufstätig als Referentin bei der feministischen Organisation »Association Européenne contre les violences faites aux femmes au travail« in Paris. Seit 1996 Promotion in Politikwissenschaft gefördert von der HBS zum Thema »Weltmarktintegration und Legitimität des politischen Systems in Mexiko, 1982-98. Der Fall eines ländlichen Municipios Sayula/Jalisco«. Zweieinhalb Jahre Feldforschung in Mexiko 1996-98. Verheiratet, drei Kinder (1995,97,99), lebt in Düsseldorf.

Hofmann-Lun, Irene / Schönenfeld, Simone / Tschirner, Nadja, bilden als zwei Sozialwissenschaftlerinnen und einer Politologin das Projektteam Mentoring für Frauen, das sich seit Oktober 1996 wissenschaftlich mit dem beruflichen Förderkonzept Mentoring für Frauen beschäftigt.

Kiegelmann, Mechthild, Ed.D. (Doctor of Education), Wissenschaftliche Assistentin im Fach Pädagogische Psychologie an der Universität Tübingen. Studierte Psychologie und Theologie an der Universität Tübingen und an der Harvard Universität. Promotion 1997 in Harvard. Zur Zeit Habilitation zum Thema »Psychologie des Schweigenbrechens«. Initiatorin und Mitgründerin des Zentrums für Qualitative Psychologie (www.qualitative.psychologie.de). Veröffentlichung: »Coming to Terms: A Qualitative Study of Six Women's Experiences of Breaking the Silence about Brother-Sister Incest.« Ann Arbor, MI: UMI, 1997. Arbeitsschwerpunkte: qualitative Forschungsmethoden in der Psychologie, Forschungsethik, Frauenförderung und Vernetzung von Wissenschaftlerinnen, Traumapsychologie, Nationalsozialismus-Forschung, Psychologie des Schweigenbrechens.

Mohr, Dunja M., M.A., Studium der Anglistik, Amerikanistik und Neueren deutschen Literatur und des Creative Writing in London, Marburg und Montréal. Danach Tätigkeit als Redakteurin, freie Journalistin und freie Lektoratsgutachterin für englische Unterhaltungsliteratur und Krimis. Seit 1996 wissenschaftliche Ange-

stellte und seit 1997 als Lehrbeauftragte an der Universität Trier, Anglistik, tätig. Seit 1998 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Die Dissertation »Worlds Apart? Transgression of Gender and Culture Differences in Contemporary Anglo-American Dystopias« beschäftigt sich mit Texten von Suzette Haden Elgin, Suzy McKee Charnas und Margaret Atwood. Arbeitsschwerpunkte: SF/Utopie/Dystopie; zeitgenössische englischsprachige, speziell kanadische Literatur; Multikulturalismus; postmoderne, feministische, postkoloniale Literaturtheorien; Kriminalroman; Native (American) Literature. Neueste Veröffentlichung: »Postkoloniale und feministische Kritik in Suzette Haden Elgins Native Tongue Trilogie«, Beiträge zur 2. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz. Renate von Bardeleben (Hrsg.), Tübingen: Stauffenburg (im Druck, 2000).

Schacherl, Ingrid, Dr. phil., Studium Universität Graz, Lektorin an den Universitäten Graz und Wien, Frauenprojektarbeit und Flüchtlingsbetreuung, lebt in München.

Schön, Susanne, geb.1966, Schriftsetzerin, Abitur auf dem Zweiten Bildungsweg, Historikerin M.A., Arbeitsschwerpunkte: Internationale Beziehungen, Historische Frauenforschung. Promoviert derzeit an der Universität Gießen zum Thema »Das Bild der Frau in den US-amerikanischen Massenmedien während des Zweiten Weltkriegs«.

Sedlacek, Ingrid, geb. 1958, studierte Kunstgeschichte, Romanistik (Italienisch) und Klassische Archäologie in Frankfurt/M., Marburg und Venedig. 1987 Magister über die Innendekoration des Palazzo Datini in Prato (Toscana). 1995 Promotion in Marburg über die Neuf Preuses, Heldinnen des Spätmittelalters. Danach freie Mitarbeiterin des Liebieg-Hauses und des Städelischen Kunstinstitutes in Frankfurt/M. sowie des Museums der Stadt Rüsselsheim.

Winkelmann, Martina, 1958, promoviert in Erziehungswissenschaften zum Thema Bildung im Alter: Lerninhalte bildungsgewohnter älterer Erwachsener an der TU Berlin.

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) wirbt für die Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft. Sie tritt dafür ein, Mitbestimmungsrechte und -möglichkeiten zu erweitern.

Beratung und Schulung

Die Stiftung berät und qualifiziert Betriebs- und Personalräte und Arbeitnehmervertreter in Aufsichtsräten, Männer und Frauen, in wirtschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten, in Fragen des Personal- und Sozialwesens, der beruflichen Aus- und Weiterbildung, der Gestaltung neuer Techniken, des betrieblichen Arbeits- und Umweltschutzes.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu den Themen »Wirtschaftswandel und Beschäftigung im Globalisierungsprozeß«, »Soziale Polarisierungen, kollektive Sicherung und Individualisierung« und »Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik«. Das WSI-Tarifarchiv dokumentiert das Tarifgeschehen umfassend und wertet es aus.

Forschungsförderung

Die Abteilung Forschungsförderung der Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu den Themen Strukturpolitik, Mitbestimmung, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat. Die Forschungsergebnisse werden in der Regel nicht nur publiziert, sondern auf Veranstaltungen zur Diskussion gestellt und zur Weiterqualifizierung von Mitbestimmungsakteuren genutzt.

Studienförderung

Ziel der Stiftung ist es, einen Beitrag zur Überwindung sozialer Ungleichheit im Bildungswesen zu leisten. Gewerkschaftlich oder gesellschaftspolitisch engagierte Studierende unterstützt sie mit Stipendien, mit eigenen Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktikantenstellen. Bevorzugt fördert die Stiftung Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Ihre Arbeitsergebnisse und Dienstleistungen veröffentlicht die Stiftung über Veranstaltungen, Publikationen, mit PR- und Pressearbeit. Sie gibt zwei Monatszeitschriften heraus: »Die Mitbestimmung« und die »WSI-Mitteilungen«, außerdem die Vierteljahresschrift »South East Europe Review for Labour and Social Affairs (SEER)«, das »Wirtschaftsbulletin Ostdeutschland« und »Network, EDV-Informationen für Betriebs- und Personalräte«.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Bertha-von-Suttner-Platz 1
40227 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 - 225
www.boeckler.de



In der edition der Hans-Böckler-Stiftung sind bisher erschienen:

Nr.	Autor/Titel	DM	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
1	<i>Gertrud Kühnlein</i> Neue Typen betrieblicher Weiterbildung	18,50	13001	3-928204-73-4
2	<i>Stefan Kühn</i> Komplementärer Regionalismus	28,00	13002	3-928204-64-5
3	<i>Karl-Hermann Böker, Peter Wedde</i> Telearbeit praktisch	13,00	13003	3-928204-75-0
4	<i>Peter Ittermann</i> Gestaltung betrieblicher Arbeitsorganisation	16,00	13004	3-928204-76-9
5	<i>Lothar Kamp</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Gruppenarbeit	12,00	13005	3-928204-77-7
6	<i>Hartmut Klein-Schneider</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Flexible Arbeitszeit	13,00	13006	3-928204-78-5
7	<i>Siegfried Leittretter</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Betrieblicher Umweltschutz	13,00	13007	3-928204-79-3
8	<i>Winfried Heidemann</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Beschäftigungssicherung	12,00	13008	3-928204-80-7
9	<i>Wolfhard Kothe</i> Die Stärkung der Partizipation der Beschäftigten im betrieblichen Arbeitsschutz	18,00	13009	3-928204-81-5
10	<i>Karin Schulze Buschoff</i> Teilzeitarbeit im europäischen Vergleich	25,00	13010	3-928204-82-3
11	<i>Hans Gerhard Mendius, Stefanie Weimer</i> Beschäftigungschance Umwelt	28,00	13011	3-928204-83-1
12	<i>Helene Mayerhofer</i> Betriebswirtschaftliche Effekte der Fusion von Großunternehmen	10,00	13012	3-928204-85-5
13	<i>Winfried Heidemann</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Betriebliche Weiterbildung	14,00	13013	3-928204-86-6

Nr.	Autor/Titel	DM	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
14	<i>Hartmut Klein-Schneider</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Leistungs- und erfolgsorientiertes Entgelt	16,00	13014	3-928204-97-4
15	<i>Christina Klenner</i> Mehr Beschäftigung durch Überstundenabbau und flexible Arbeitszeitmodelle	12,00	13015	3-928204-88-2
16	<i>Annette Henniger</i> Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?	28,00	13016	3-928204-89-0
17	<i>Wolfgang Joußen, Leo Jansen, Manfred Körber</i> Informierte Region. Regionale Entwicklungsperspektiven in der Informationsgesellschaft	19,00	13017	3-928204-90-4
18	<i>Dietmar Köster</i> Gewerkschaftlich ausgerichtete Seniorenbildungsarbeit in der Praxis	20,00	13018	3-928204-91-2
19	<i>Michael Kürschner, Helmut Teppich</i> Windows NT: Handbuch für Betriebsräte	28,00	13019	3-928204-92-0
20	<i>Roland Köstler</i> Rechtsleitfaden für Aufsichtsratsmitglieder nach dem Mitbestimmungsgesetz '76	14,00	13020	3-928204-84-X
22	<i>Lutz Mez, Annette Piening, Klaus Traube</i> Was kann Deutschland hinsichtlich eines forcierten Ausbaus der Kraft-Wärme-Kopplung von anderen Ländern lernen?	20,00	13022	3-928204-93-9
23	<i>Karin Tondorf, Gertraude Krell</i> »An den Führungskräften führt kein Weg vorbei!«	16,00	13023	3-928204-94-7
25	<i>Christina Klenner (Hrsg.)</i> Kürzere und flexiblere Arbeitszeiten – neue Wege zu mehr Beschäftigung	14,00	13025	3-928204-96-3
26	<i>Svenja Pfahl (Hrsg.)</i> Moderne Arbeitszeiten für qualifizierte Angestellte?	18,00	13026	3-928204-97-1

**Bestellungen
bitte unter
Angabe der
Bestell-Nr. an:**



Am Kreuzberg 4
40489 Düsseldorf
Telefax: 0211 / 408 00 80
E-Mail: lavista@setzkasten.de